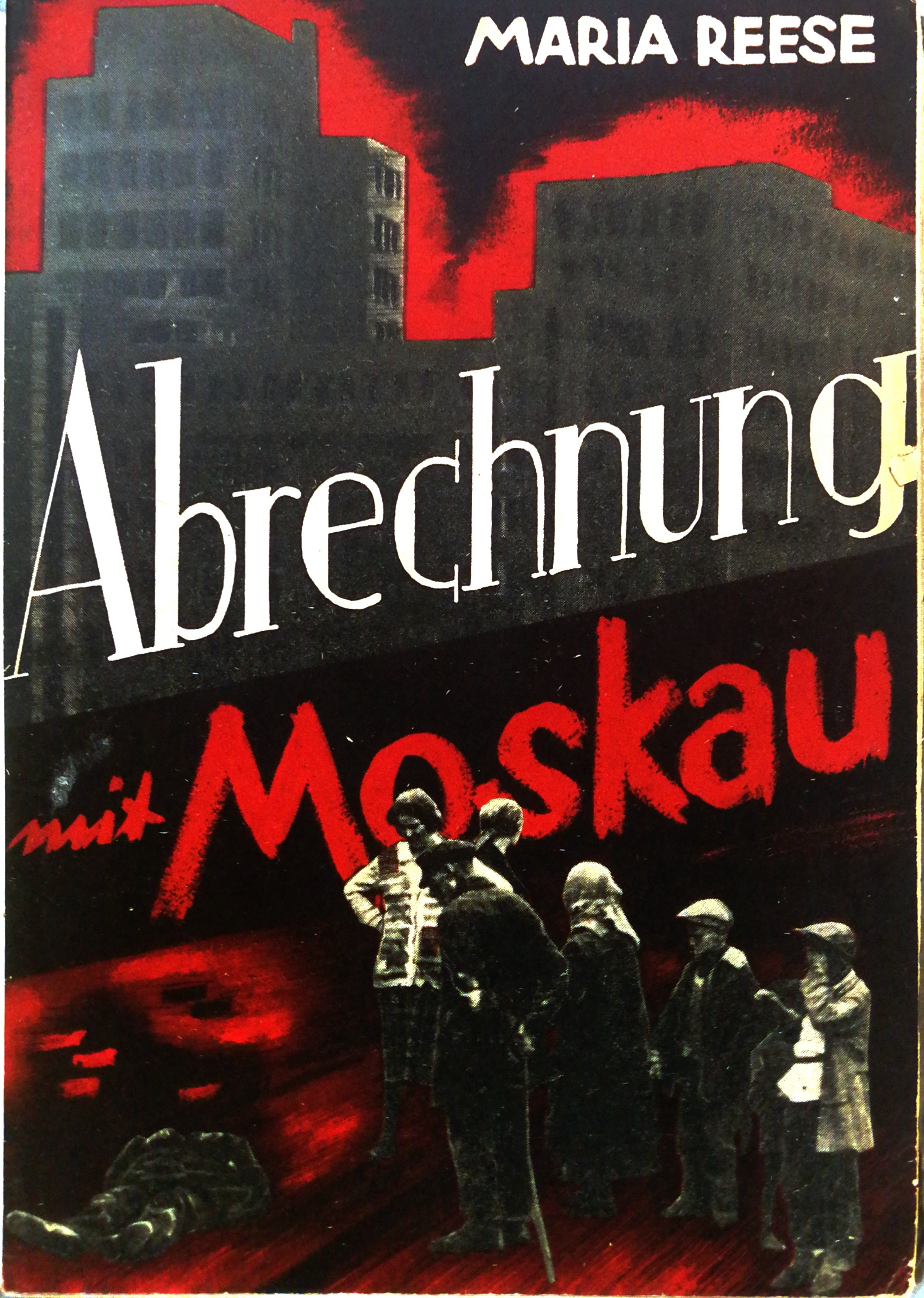

MARIA REESE
Abrechnung
mit
Moskau

ABRECHNUNG MIT MOSKAU

von **MARIA REESE**
ehemalige Reichstagsabgeordnete
der K.P.D.

1. — 20. Tausend

1938

Herausgegeben im Auftrage der Anti-Komintern

NIBELUNGEN-VERLAG · BERLIN-LEIPZIG



Den Entwurf des Umschlages fertigte Herr H. Stöckmann (Berlin) unter Verwendung von Originalaufnahmen aus der Sowjetunion.

Vorwort

Als kommunistische Reichstagsabgeordnete verließ ich 1933 Deutschland und kehrte anläßlich der Saarabstimmung in die Heimat zurück, um in einer Rundfunkansprache und in der Presse die Arbeiter des Saargebiets aufzufordern, ihre Stimme gegen das Unrecht von Versailles und für die Wiedervereinigung des Saargebietes mit dem deutschen Vaterlande abzugeben.

Das Versagen der Sozialdemokratischen Partei und der Glaube, daß der Bolschewismus in der Sowjetunion den Sozialismus verwirkliche, hatten mich Ende 1929 bewogen, in die Kommunistische Partei überzutreten. Es war die Zeit, in der die KPD. das Programm der „nationalen und sozialen Befreiung" auf ihre Fahne geschrieben hatte und gegen das inzwischen von ihr anerkannte Versailler Diktat Sturm lief, das Deutschland zerstückelt, wirtschaftlich ruiniert und zur Ohnmacht verurteilt hatte. Wie alle vom Bolschewismus ausgegebenen Parolen, diente auch diese einzig dem Zwecke des Menschenfanges und der Massenmobilisierung im Interesse der Machteroberung durch eine kleine Schicht, die die Notlage der Arbeiter keineswegs beseitigen will, sondern sie lediglich für ihre politischen Zwecke mißbraucht.

Da die Kommunistische Partei mir keine Gelegenheit geben wollte, das „Vaterland der Werktätigen" kennenzulernen, fuhr ich 1931 auf eigene Kosten nach der Sowjetunion, um mich davon zu überzeugen, ob dort der Sozialismus aufgebaut werde. Obwohl ich mir Mühe gab, das wahre Gesicht der Sowjetunion zu sehen, blieb es mir verborgen, da ich viel zu gut von der GPU. bewacht und geführt wurde, auch wo ich das nicht vermutete. Das festzustellen, hatte ich gründlich Gelegenheit 1933, als man glaubte, wirtschaftliche Abhängigkeit und politische Verzweiflung müßten mich von nun ab unzertrennlich mit den Interessen der bolschewistischen Machthaber verbinden. Was ich dann in der Sowjetunion sah und erlebte, war so entsetzlich, daß ich das Land mit dem Vorsatze verließ, alles zu tun, um die Arbeiter über die wahren Zustände aufzuklären und ihnen zu sagen, daß der Sozialismus auf diesem Wege nicht zu gestalten sei. Über das Wie war ich mir noch keinesfalls klar, da insbesondere auch die mir sehr befreundete Clara Zetkin mich vor ihrem Tode zwar

aufgefordert hatte, alles zu tun, daß die Arbeiter und Bauern Deutschlands nicht das Schicksal der russischen Bevölkerung treffe, ohne mir in ihrer Verzweiflung — und allzugut bewacht — über das Wie etwas sagen zu können.

Über das Wie wurde ich in der Emigration rasch aufgeklärt. Als ich im Juni 1933 in Paris ankam, hatte Münzenberg soeben unter der Firma „Welthilfskomitee" eine Organisation ins Leben gerufen, die im Bündnis mit dem ausländischen Imperialismus, und von ihm unterstützt, den rücksichtslosesten Kampf gegen die wirtschaftlichen und politischen Interessen Deutschlands mobilisierte. Ich hatte keineswegs für die Interessen der deutschen Arbeiter gekämpft, um dem ausländischen Imperialismus zu helfen, die deutschen Interessen zu schädigen. Deshalb wandte ich mich sofort entschieden gegen diese „Komiteepolitik", protestierte bei allen in Frage kommenden Kominternsektionen, protestierte in Moskau, protestierte gegen die verlogene Linie des sogenannten Gegenprozesses in London, zu dem ich nicht als Zeugin zugelassen wurde, weil ich mich gegen erwiesene lügnerische Beschuldigungen der deutschen Regierung wandte. Als ich die Absichten der Bolschewisten und ihrer deutschfeindlichen Freunde allzusehr gefährdete, erhielt ich den Befehl zur Rückkehr nach Moskau, den ich im Oktober 1933 mit einem „Offenen Brief" beantwortete. Die Komintern sah sich nicht in der Lage, eine sachliche Antwort geben zu können, und beantwortete meinen „Offenen Brief" und meinen Austritt aus der Partei wie üblich mit persönlichen Beschimpfungen, unter denen natürlich auch die, eine „Gestapoagentin" zu sein, nicht fehlen durfte. Es erübrigt sich, auf diese Verleumdungen auch nur mit einem Worte einzugehen, insbesondere da seit dieser Zeit von den Stalinisten in allzu durchsichtiger Absicht sogar fast alle ehemaligen Bolschewisten und Führer der Oktoberrevolution zu Gestapoagenten gestempelt wurden.

Daß die Verleumdungen und Beschimpfungen mit Drohungen aller Art „gewürzt" wurden, nimmt den Kenner der bolschewistischen Methoden nicht mehr wunder. Wer in einem Falle wie dem meinen den Kampf mit der Komintern aufnimmt, der rechnet mit diesen Dingen, ehe er mit ihr bricht. Wo geistige Waffen versagen, bleibt nichts anderes übrig, um ein System zu verteidigen, das die um den Sozialismus ringende Arbeiterschaft in ein System schlimmster Sklaverei hineinzwingt.

Verleumdungen und Drohungen können den nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen, der wie unzählige Arbeiter der Welt glaubte, in der Sowjetunion die Gestaltung des Sozialismus zu erleben, wenn er sich vom Gegenteil überzeugen mußte. Es geht nicht um diese persönlichen Beschimpfungen, die lediglich der Ablenkung dienen sollen. Es geht um das Schicksal der Völker, um das Schicksal der Arbeiterschaft, die in dem Kampfe für oder gegen den Bolschewismus die entscheidende Rolle spielen wird.

Die Sowjetunion treibt zum Kriege. Sie hofft, diesen Krieg entsprechend ihren durch die Komintern ausgegebenen Parolen in einen Weltanschauungskrieg umwandeln zu können, in dem sie die Arbeiterschaft für ihre weltimperialistischen Interessen auszunützen gedenkt. Es kann deshalb nicht genug geschehen, um die Arbeiter über die wahren Zustände in der Sowjet union aufzuklären, damit sie nicht privatkapitalistische Ketten, die sie in den liberalistischen Ländern tragen, mit schlimmeren vertauschen.

Ich habe deshalb nicht meine Erlebnisse in den Vordergrund gestellt, sondern andere, der Arbeiterschaft bekannte Zeugen, nicht zuletzt die Sowjetpresse selbst zu Wort kommen lassen, und meine beiden Reisen nach der Sowjetunion nur eingefügt, weshalb ich sie auch nicht so ausführlich schilderte, wie das bei Reiseschilderungen gemeinhin üblich ist.

Trotzki, der Mitbegründer der Sowjetmacht,

Citrine, der Sekretär der englischen Gewerkschaften,

André Gide, der große französische Schriftsteller, sollen erst gehört werden, ehe ich meine Erfahrungen schildere, um dann das Ganze nochmals von sowjetrusisschen Pressestimmen der letzten Zeit bestätigen zu lassen.

Möge diese Arbeit dazu beitragen, die Arbeiter davon zu überzeugen, daß sie nur im Rahmen und in der Gemeinschaft jenes Volkes ihre Interessen vertreten können, dem sie durch Geburt, Sprache, Geschichte und Kultur unzertrennlich verbunden sind. Des eigenen Volkes Schwäche und sein Ruin hat zuerst den seiner Arbeiterschaft im Gefolge; seine Stärke und sein Wohlstand aber vermag auch der Arbeiterschaft gerecht zu werden in einem Staate, der, wie der deutsche, ehrlich um die Verwirklichung des nationalen Sozialismus ringt.

Wer sieht die Sowjetunion richtig?

Es gibt wohl kaum ein Land, über das eine derartige Fülle von Büchern geschrieben wurde wie über die Sowjetunion. Der Büchermarkt bietet eine große Auswahl sogenannter „objektiver" Literatur, die die Erfolge oder Mißerfolge in der UdSSR unparteiisch zu untersuchen vorgibt oder zu untersuchen glaubt. Da die bolschewistischen Machthaber ganz genau wissen, daß die Urteile der nichtbolschewistischen, jedoch wohlwollenden „Rußlandreisenden" ein weit größeres Verbreitungsgebiet haben als ihre eigene Propaganda, geben sie sich die erdenklichste Mühe, den ausländischen Besuchern einen günstigen Eindruck der Verhältnisse zu vermitteln.

Dabei wird jeder Besucher individuell behandelt. Der Führer einer Arbeiterpartei, der die Arbeitsverhältnisse seines eigenen Landes und die Lage der Arbeiter in vielen anderen Ländern gut kennt, muß natürlich ein anderes Sowjetrußland zu sehen bekommen als bürgerliche Journalisten oder Schriftsteller. Diese interessiert und fesselt mehr das allgemein Menschliche, wo immer es ihnen auch begegnen mag. Der geschulte Marxist aber will sich davon überzeugen, ob die Praxis in der Sowjetunion auch den marxistischen und leninistischen Dogmen entspricht.

Vier der bekanntesten Bücher, die in der letzten Zeit über die Sowjetunion erschienen sind, verdienen vom sachlich-kritischen Standpunkt die meiste Beachtung. Es sind dies:

La Révolution Trahie. (Die verratene Revolution) von Trotzki.

I Search For Truth in Russia. (Ich suche die Wahrheit in Rußland) von Sir Walter Citrine, dem Generalsekretär des Trade-Union-Congresses der englischen Gewerkschaften.

Retour de l'U. R. S. S. (Zurück aus der UdSSR.) von dem bekannten französischen Schriftsteller André Gide und ein zweites Werk

Retouches à mon Retour de l'U. R. S. S. (Ergänzungen zu meiner Reise nach der UdSSR.), auch von André Gide.

Der bestorientierte Kritiker von ihnen ist unstreitig Trotzki, der am Gelingen der bolschewistischen Revolution entscheidenden Anteil hatte.

Trotzki ist der Sohn eines jüdischen Getreidehändlers und Gutsbesitzers, der schon auf dem Gymnasium mit revolutionären Kreisen in Verbindung trat. Er heißt in Wirklichkeit Leo Bronstein. Während der Revolution von 1905 war er Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Petersburg. Damals war er noch Mitglied der menschewistischen (sozialdemokratischen) Partei. Nach Sibirien verbannt, gelang es ihm, nach West-

europa zu fliehen, und schließlich landete er in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von dort kehrte er erst nach Ausbruch der Revolution von 1917 nach Rußland zurück, trat der bolschewistischen Partei bei und war neben Lenin der wichtigste Kopf der bolschewistischen Revolution. Von Lenin wurde er zum „Chef der Roten Armee" ernannt. Auch nach der siegreich beendeten Revolution blieb er noch Befehlshaber derselben, wurde aber schon während Lenins Krankheit von Stalin zum Rücktritt veranlaßt. Nach Lenins Tod wurde er von dem sich langsam in den Vordergrund schiebenden Stalin nach längeren Fraktionskämpfen in die Verbannung nach Sibirien geschickt, und zwar unter ungünstigeren Bedingungen als unter dem Zarismus. Da aber die Anhängerschaft Trotzkis in der Sowjetunion noch zahlreich war, konnte Stalin ihn nicht einfach erschießen lassen. Er wies ihn deshalb 1928 aus der Sowjetunion aus und schob ihn nach der Türkei ab, da er seinen Einfluß in der Sowjetunion fürchtete.

Trotzki ist der Bolschewist vom reinsten Wasser und ein konsequenter Verfechter der Weltrevolution. Aber er ist in erster Linie Literat, und er verwendet seine auf diesem Gebiete liegenden Fähigkeiten hauptsächlich dazu, sich politisch zu rechtfertigen und Stalin zu verdammen.

Verschiedene Zeitungen, besonders in Amerika, haben die Gewohnheit, zu jeder Äußerung Stalins Trotzki um seine Meinung zu fragen. In seinem Buche: „Die verratene Revolution" gibt Trotzki eine Reihe solcher Antworten wieder.

Zu dem Interview, das Stalin dem Präsidenten der Cripps Howard Newspaper gegeben hat, und das ein Versuch Stalins ist, die weltrevolutionären Absichten der Sowjetunion und die Identität von Sowjetregierung und Komintern zu verschleiern, sagt Trotzki folgendes:

> „Wir haben nach unserem Siege in Rußland im Jahre 1919 die III. Internationale gegründet. Wir haben oft die Weltrevolution angekündigt und haben die Arbeiter unterstützt mit unseren Ideen und womöglich auch mit Waffen. Mit Waffen haben wir in Finnland, Lettland und Estland nachgeholfen. Wir waren mit der Armee bis vor Warschau gedrungen, um dem polnischen Proletariat seine Erhebung zu ermöglichen. Wir haben Organisatoren und militärische Instrukteure für die chinesische Revolution ausgebildet. Wir haben 26 Millionen Rubel für den Generalstreik in England gegeben. Es scheint also jetzt, als ob das alles nur Mißverständnisse waren. Nicht einmal tragische, sondern komische. Stalin hat nicht unrecht, wenn er sagt, daß das Leben in der Sowjetunion fröhlich ist."

Das schreibt Trotzki, der keine Veranlassung sieht, die weltrevolutionären Pläne des Bolschewismus zu verleugnen.

Man kann verstehen, wie unangenehm diese Enthüllungen die bolschewistischen Machthaber berühren, die mit verdächtigem Eifer besorgt sind, ihr wahres Gesicht hinter der „Friedensmaske" zu verbergen. Besonders, seit es ihnen als den „einzig bewährten Freunden des Friedens" gelungen ist, den Völkerbund mit ihren „fruchtbringenden" Ideen zu „bereichern" und gleichzeitig durch ihre Militärpakte mit Frankreich und der Tschechoslowakei die Kriegsgefahr in das Herz Europas zu tragen.

Trotzki wirft Stalin vor, daß er durch seine unehrliche Politik das „Weltproletariat" in „unheilvolle Kalamitäten" stürze. Gleichzeitig weist er nach, was das bolschewistische System der Unterstützung der internationalen marxistischen „Arbeiterbewegung" zu verdanken hat. Trotzki schreibt:

> „... Tatsache ist, daß die Macht der Sowjets keine zwölf Monate gehalten hätte, wenn ihr nicht die revolutionäre Arbeiterbewegung der Welt, Europas und der Kolonien geholfen hätte. Der Austromilitarismus (Österreich, d. V.) konnte keine Offensive gegen den Sowjetstaat ergreifen, weil er die Revolution im Rücken hatte. Deutschland mußte aus demselben Grunde den Frieden von Brest-Litowsk annullieren. Die Meuterei der Flotte im Schwarzen Meer zwang die Dritte Republik (Frankreich, d. V.), ihre Operationen gegen den Sowjetstaat abzubrechen. Unter dem Druck der englischen Arbeiter mußte die englische Regierung den Norden des Sowjetstaates räumen. Nach dem Rückzug der „Roten Armee" von Warschau 1920 verhinderte eine große Woge des Protestes der Arbeiter der Welt die Entente, den Polen zu helfen und die Niederlage der Sowjets zu einer endgültigen zu machen. Als Lord Curzon 1923 sein Ultimatum an Moskau richtete, wurden ihm durch den Widerstand der Arbeiter Englands die Hände gebunden. Diese Episoden sind nicht isoliert, sie charakterisieren die erste Periode, die schwerste, seit der Existenz der Sowjetunion. Wenn die Weltrevolution auch nicht gesiegt hat, so waren die Hoffnungen auf sie doch nicht nutzlos."

Jedenfalls waren die Hoffnungen nicht nutzlos für die Sowjetherrscher, und damals gehörte auch Trotzki zu ihnen. Sowohl die Arbeiter und Bauern der Sowjetunion als auch die Arbeiter anderer Länder wurden allerdings von den bolschewistischen Machthabern um die Verwirklichung jenes Ideals betrogen, dem zuliebe sie ihre Hoffnung auf die Weltrevolution gesetzt hatten, nämlich um den Sozialismus.

Mit der Propaganda von einem bevorstehenden Interventionskrieg hielten die Bolschewisten beinahe zwei Jahrzehnte jene Arbeiter der Welt in Atem, die an die Dritte Internationale glaubten und die das bolschewistische

System schlimmstenfalls für einen Versuch hielten, den Sozialismus zu verwirklichen. Diese Atempause benützten die bolschewistischen Machthaber selbst dazu, in nie gekanntem Maße aufzurüsten. Gleichzeitig trugen sie durch ihre unterirdische Propaganda Unruhe in alle Länder und Kolonien, um den Boden für die kommunistische Weltrevolution vorzubereiten.

Trotzki sagt von dieser Zeit:

„Nach der Periode der Intervention und der Blockade war der militärische und ökonomische Druck auf die Sowjetunion lange nicht so stark, wie man erwartet hatte. Europa lebte noch unter dem Zeichen des vergangenen Krieges und nicht eines künftigen. Die dann folgende große Weltwirtschaftskrise warf die herrschenden Kreise der Welt in einen Zustand der Erschöpfung. Das ermöglichte der Sowjetunion die Durchführung des ersten Fünfjahresplanes, in dem das Land eine Beute des Hungerkrieges und der Epidemien wurde."

Beseitigung der „Parteidemokratie"

Trotzki, der Mitbegründer des Systems, das er auch heute noch grundsätzlich bejaht, kritisiert die heutigen Zustände in der Sowjetunion. Er behauptet, daß das bolschewistische System durch Beseitigung der „Parteidemokratie" einer verantwortungslosen Bürokratie ausgeliefert worden sei, die ein System des „umgekehrten Kapitalismus" daraus gemacht habe. Gleichzeitig führt er aber auch ungewollt den Beweis dafür, daß die Verwirklichung der marxistischen Machttheorie naturnotwendig dort landen muß, wo Stalin und seine Clique landete. Marxismus bedeutet Revolution, Terror, Diktatur, und nicht etwa eine „ökonomische Lehre", als die er sich der Arbeiterschaft präsentiert, um ihre Notlage zur Eroberung der Macht ausnützen zu können. Deshalb müssen auf dem einmal begonnenen Wege alle Maßnahmen konsequent durchgeführt werden, die zur Aufrechterhaltung der Macht notwendig sind! Trotzkis präzise Angaben über die Verhältnisse in der Sowjetunion zeigen, daß, wirtschaftlich gesehen, die Verwirklichung des Marxismus einem Lande den Ruin bringt. Soll aber bei immer wachsender Not die Macht der Bolschewisten aufrechterhalten werden, dann ist die Aus-

schaltung der „Parteidemokratie“ eine konsequente Folge. Denn jede Diskussion mit den Unzufriedenen muß zu einer Gefährdung der Machtposition werden.

Die durch die „Parteidemokratie“ ermöglichte Diskussion über die Ursachen der herrschenden Unzufriedenheit beseitigt diese Unzufriedenheit keineswegs, wenn die Ursachen selbst nicht beseitigt werden. Können diese aber im Interesse der Machterhaltung nicht beseitigt werden, dann muß die Diskussion darüber unterbunden werden. Trotzki selbst, der heute so energisch gegen die Beseitigung der „Parteidemokratie“ Sturm läuft, führt für die Richtigkeit dieser Behauptung den Nachweis.

Er berichtet, wie er selbst nach der blutigen Niederschlagung des Aufstandes der roten Matrosen in Kronstadt für das Verbot der Fraktionskämpfe gestimmt habe, weil diese Kämpfe damals geeignet schienen, die Macht des Bolschewismus zu gefährden. Was er heute kritisiert, hat er früher selbst in der Praxis durchgeführt.

Heute entschuldigt er diese beispielgebende Tat damit, daß es sich damals um eine vorübergehende Maßnahme gehandelt habe. Wenn Trotzki heute noch im Kreml säße, würde er aber nicht umhin können einzugestehen, daß die passende Gelegenheit zur Wiedereinführung der Parteidemokratie „noch nicht“ gekommen sei. Stalin kann sich bei seinen Maßnahmen also auf seinen grimmigsten Gegner berufen. Stalins diktatorisches und grausames Vorgehen entspricht der marxistischen Machttheorie, die praktisch mit der Verwirklichung des Sozialismus nicht das geringste zu tun hat, sondern die Unterwerfung der ganzen Welt unter die kommunistische Blutdiktatur anstrebt.

Die inneren Schwierigkeiten der Sowjetherrschaft sind seit dem Falle Kronstadts bedeutend gewachsen. Die neugeschaffenen Klassengegensätze beginnen die mit „sozialistischen“ Theorien gefütterten Arbeiter und Jugendlichen zum Nachdenken zu bringen. Die rasch wachsenden Gegensätze auf allen Gebieten des Lebens zwingen darum Stalin und die ihm verbundene Bürokratie, nicht nur jede freie Meinungsäußerung, sondern sogar jede Gedankenfreiheit zu unterbinden und, wie es die „Hexenprozesse“ zeigen, mit dem Tode zu bestrafen. Es ist darum auch nur eine konsequente Folge der Verwirklichung der marxistischen Machttheorie, wenn Stalin diese Schauprozesse dazu benützt, um alle politisch denkenden Menschen, deren er nicht ganz sicher ist, physisch zu vernichten. Darum müssen heute diejenigen, die zum ersten Male mit Lenin und Trotzki für das Verbot der Fraktionskämpfe stimmten, unter den Maschinengewehren Stalins verbluten, weil sie, obwohl Bolschewisten, seine „Gedanken“ nicht

teilen. Es handelt sich dabei nicht nur um eine innerparteiliche Auseinandersetzung, sondern um die konsequente Maßnahme eines Systems, das die Ermordeten selbst mit aus der Taufe hoben.

Selbst die von den Todeskandidaten erzwungene moralische Selbstdiffamierung ist im Interesse der Machterhaltung der Stalin-Bürokratie notwendig. Eine ehrliche Verteidigung des Grundsatzes der Parteidemokratie und der politischen Ansichten der „Trotzkisten" vor dem Gericht müßte in der Partei und darüber hinaus wie Explosivstoff wirken und damit wiederum die Macht gefährden, um deren Erhaltung sich alles dreht. Mit welchen Mitteln es der GPU. gelingt, diese würdelose Selbstbespeiung der Männer, die die bolschewistische Revolution zum Siege führten, zu erzwingen, spielt dabei, politisch gesehen, eine zweitrangige Rolle. Trotzki weist ganz richtig darauf hin, daß auch Galilei vor dem Inquisitionsgericht zugab, daß sich die Sonne um die Erde drehe und nicht, wie er erforscht hatte, die Erde um die Sonne. Trotzki müßte darum an Stelle Stalins entweder auf die Erhaltung der Macht verzichten oder, trotz seiner jetzt so unerbittlichen Kritik, zu ähnlichen Resultaten kommen und ähnliche Maßnahmen wie Stalin ergreifen.

Die Grundlage des „sozialen Aufbaues" der Sowjetunion ist, nach dem Wortlaut der von den westeuropäischen Demokraten so viel gefeierten neuen Verfassung, die „sozialistische" Bewirtschaftungsweise und der „sozialisierte" Besitz der Produktionsmittel, der Naturschätze des Landes, der kollektivisierten Landwirtschaft, der Banken, Wohnhäuser usw. Trotzki spricht von der Konzentrierung der Produktionsmittel usw. in der Hand des Staates und einer damit verbundenen neuen ökonomischen Methode, nämlich der „Planwirtschaft". In der Hand der sowjetrussischen Bürokratie habe dies zu einer beispiellosen Desorganisation und Vergeudung an Arbeitskraft und des Arbeitsertrages geführt. Er bestreitet, daß es sich um eine „sozialistische" Bewirtschaftungsweise handele, will aber auch das Wort „Staatskapitalismus" nicht gelten lassen. Er kann das auch nicht, weil unter seiner Mitwirkung die Verstaatlichung der Produktionsmittel durchgeführt und als Einleitung einer „sozialistischen" Epoche gefeiert wurde.

Fragen wir uns, was praktisch bei dieser „Sozialisierung" oder Verstaatlichung herauskommt, dann können wir feststellen, daß ein Wort Lenins in dem von ihm geschaffenen Staate Wahrheit wurde, nämlich:

> „Die Geschichte beweist, daß oft die größten Anstrengungen gemacht und die größten Opfer gebracht werden, um nur eins zu erreichen, nämlich, die Ketten zu wechseln."

Der „Rote Aufbau"

Um der Sowjetbevölkerung zu beweisen, welchen Anteil sie am Reichtum des Landes habe, gebraucht die „Prawda" oft die abgeschmacktesten Beispiele. So erzählt sie, daß ein Junge, der im Zoologischen Garten gefragt wurde, wem der Elefant gehöre, geantwortet habe: „dem Staat". Dann aber habe er nach kurzem Nachdenken hinzugefügt: „Ein bißchen davon gehört auch mir." Trotzki stellt dazu die Frage, wer bei einer tatsächlichen Teilung wohl die Schinken bekommen hätte, und was dann noch für die große Masse übriggeblieben wäre und auch für dieses Kind; wenn es nicht eben ein Kind der privilegierten Schicht gewesen sei, die nach dem Grundsatz handle: „Teile, um zu herrschen."

Obwohl die Betriebe verstaatlicht sind, haben die Direktoren der Fabriken, haben Stalin, Dimitroff und die anderen Mitglieder der obersten Schicht, wie das Trotzki feststellt, eine Villa, in der sie wohnen, ein Auto, in dem sie sich dem Volke zeigen, schöne Kleider, gutes Essen, feine Weine, kurz alles das, wovon die westeuropäischen Kommunisten den Arbeitern erzählen, daß es die Vorrechte der sie ausbeutenden Kapitalisten seien. Während aber der Direktor und die andern „Aktivisten" mit ihren Frauen an der Munitionsfabrik nicht mehr „Anteil" haben als der Arbeiter, wohnt dieser mit seiner Familie in einem einzigen Raum, oft auch in einer Baracke, und hat von dem bescheidensten Komfort, dessen sich ein westeuropäischer Arbeiter erfreut, keine Ahnung, muß sich mit mangelhafter Kost und schlechter Kleidung begnügen und darf, wenn ihm so viel Geld übrigbleibt, die Elektrische oder in Moskau die Untergrundbahn benützen.

Von der vielgepriesenen sowjetrussischen Technik behauptet Trotzki, daß sie, soweit sie sich dem Menschen zuwendet, nur dazu diene, die Bedürfnisse einer privilegierten Minorität zu befriedigen.

Die neue soziale Schichtung in der Sowjetunion erklärt Trotzki folgendermaßen:

> „Die Eroberung der Macht ändert nicht nur die Stellung der Arbeiter den anderen Klassen gegenüber, sondern ändert auch die innere Struktur des Staates. Die Ausübung der Macht wird eine Spezialität einer bevorzugten Gruppe, welche ihre soziale Lage mit mehr Ungeduld zu bessern sucht als die der Allgemeinheit, mit Ausnahme derer, die eine hohe Idee ihrer Mission haben . . . . . 40 Millionen Familien bilden die Bevölkerung der Sowjetunion, und fünf, vielleicht zehn Prozent begründen ihr Wohlleben auf der sklavischen Ausbeutung und Unterdrückung der andern. Die oberste herrschende Schicht stützt sich nicht auf die Arbeiterschaft, sondern auf den bürokratischen Apparat. Das Zentralbüro zählte

am 1. November 1933 nach offiziellen Ziffern 55 000 Personen. Jede Republik hat ihren eigenen Regierungsapparat. Dazu kommen die Apparate der Armee, der Flotte, der GPU., der Cooperative, der Syndikate und der Partei. Insgesamt wohl eine halbe Million Seelen, nicht einfache Funktionäre, sondern große, ohne Zweifel hierarchisch eingeteilt durch wichtige horizontale Scheidewände. Diese erste soziale Schicht (Trotzki vermeidet absichtlich für die Sowjetunion das Wort Klasse, d. V.) ist gestützt auf eine schwere Verwaltungspyramide, die insgesamt wenigstens zwei Millionen Menschen umfaßt. Die Aristokratie der Arbeiter und Bauern (Stachanow-Leute, Aktivisten, Vertrauensleute, Verwandte und Helfer) umfaßt vielleicht auch 20 bis 25 Millionen Menschen. Das sind insgesamt 12 bis 15 Prozent der Bevölkerung. Diese Millionen Bürokraten versuchen ihre Machtstellung zu halten, um so ihr besseres Dasein zu ermöglichen. Der große Egoismus dieser sozialen Schicht, ihr starker Zusammenhang, ihre Furcht vor der Unzufriedenheit der Massen, ihre grenzenlose Halsstarrigkeit, ihre Unterdrückung jeder Kritik und endlich ihre heuchlerische, religiöse Anbetung des Chefs, der ihre Vorrechte garantiert, verteidigt die Macht der neuen Herren. Diese Bürokratie ist aber noch weniger gleichartig als das Proletariat und die Bauernschaft. Ein tiefer Abgrund trennt den Präsidenten des Dorfsowjets von den großen Personen des Kreml. Die subalternen Funktionäre der verschiedenen Kategorien haben in Wirklichkeit einen sehr primitiven Lebensstandard, weit unter dem der Arbeiter des Westens. Aber alles ist relativ. Der Lebensstandard der Bevölkerung ist noch viel tiefer. Das Schicksal des Kolchospräsidenten, des kommunistischen Organisators, der gesamten Mitarbeiter der Tiefe und der etwas höheren Funktionäre hängt nicht von den Wählern ab. Alle Funktionäre können von der oberen Hierarchie geopfert werden, um die Unzufriedenen zu beruhigen. Anderseits können alle Funktionäre sich gelegentlich um einen oder mehrere Grad erheben. Alle sind auf diese Weise liiert — bis zur ersten Erschütterung wenigstens — durch eine kollektive Verantwortlichkeit mit dem Kreml ...."

Zum Beweise der gesellschaftlich verachteten Stellung des Arbeiters in der Sowjetunion führt Trotzki einen Bericht der „Prawda" an. Er schreibt:

„Der Direktor einer Moskauer Fabrik beglückwünscht sich in der ‚Prawda' zum kulturellen Fortschritt seines Unternehmens. Ein Mechaniker telephoniert ihm: ‚Befehlen Sie mir, den Hammer anzuhalten oder mich zu gedulden?' Ich antwortete: ‚Warte einen Moment . . .' Der Mechaniker spricht mit Hochachtung, der Direktor duzt den Mechaniker.

Und diesen empörenden Dialog, welcher in einem zivilisierten, kapitalistischen Lande unmöglich ist, erzählt der Direktor wie eine banale Sache! Die Redaktion macht keine Einwendungen, sie bemerkt nichts. Die Leser protestieren nicht, es ist Gewohnheit. Wir staunen auch nicht mehr. Bei den festlichen Audienzen im Kreml duzen die Chefs ihre Untergebenen . . . Weshalb erinnert man sich eigentlich nicht einer der ältesten Forderungen unter dem alten Regime, das Duzen der Untergebenen durch die Chefs zu beseitigen?"

Zu diesen viel gefeierten Empfängen im Kreml sagt er:

„Erstaunt über das grandseigneurhafte Auftreten der Herrscher des Kremls ihrem Volke gegenüber bemerkt man, daß die Oktoberrevolution die Produktionsmittel nationalisierte, die Landwirtschaft kollektivisierte und die Kulaken als Klasse liquidierte, daß aber das Verhältnis unter den Menschen, und dazu an der Spitze der Sowjetpyramide, sich keineswegs zum Sozialismus erhoben hat und noch nicht einmal bis zum Niveau der kapitalistischen Kultur."

Bei dieser Kulturstufe ist es möglich, daß, wie Trotzki berichtet, ein Sekretär des Zentral-Komitees, Postyschew, als „Erfolg" der Kollektivisierung rühmt, daß die Kinder der Kulaken die Briefe ihrer in Zwangsarbeitslagern befindlichen Eltern nicht beantworten dürfen!

Die durch den Staatskapitalismus der sowjetrussischen Wirtschaft aufgezwungene industrielle Entwicklung ist unrentabel und erzeugt nach Trotzkis Feststellungen einen „entsetzlich niedrigen Lebensstandard". Er führt u. a. folgende Beispiele an, die er der sowjetrussischen Presse entnimmt:

„Der Leiter der Naphthaindustrie erklärt, daß die meisten Unfälle auf Nachlässigkeit zurückzuführen sind. Molotow spricht von der skandalösen Behandlung des Handwerkszeuges und der Maschinen. Die ganze Presse jammert darüber, daß man mit der modernen Technik nicht entfernt die Resultate erzielt wie in kapitalistischen Ländern. Die besten Resultate erzielt noch die Rüstungsindustrie, doch auch von ihr spricht Woroschilow mit Besorgnis, daß man nicht zufrieden sein könne mit der Qualität der Produktion, die der „Roten Armee" geliefert werde. Der Chef der Schwerindustrie klagt darüber, daß unglücklicherweise die Qualität nicht gut sei und die Maschinen sehr teuer.

Der Staat ist gezwungen, Milliardendefizite zu decken. Nach einer ökonomischen Feststellung von 1936 befanden sich 81 Prozent der Traktoren in Reparatur, viele andere lagen noch dazu unbenutzt auf den

Feldern. Von 100 Autos waren 55 unterwegs, die andern waren in Reparatur oder warteten darauf. Die Kosten der Reparatur übertrafen die der Herstellung neuer Maschinen um das Doppelte. Wieviel Eisenbahnunfälle vorkommen, bewies der zweite Trotzkistenprozess. In der Regel sind die Produkte um so schlechter, je mehr sie für den Konsumenten in Frage kommen. Die „Prawda“ schreibt selbst: „Der Prozentsatz der schlechten Ware ist entehrend. Die Auswahl ist gering, und die schlechte Qualität überwiegt. Dasselbe muß von den Möbeln und Schuhen gesagt werden.“

Nach einer Feststellung der „Iswestija“ ist die Vernachlässigung der Straßen so groß, daß man nicht mehr als 10 Kilometer in der Stunde mit dem Auto zurücklegen kann. Zu den von ausländischen Reisenden viel besuchten neuerstandenen Industriestädten sagt Trotzki, daß man die alten Dörfer und Städte zu Dutzenden vernachlässige, während man in den Hauptstädten teure Theater und kostspielige Klubs baue und die Wohnungskrise ins Unerträgliche wachsen lasse. Selbst die „Iswestija“ muß zu den neuen Bauten sagen: „Wir konstruieren schlecht und teuer und machen wenige und schlechte Reparaturen.“

Der individuelle Arbeitsertrag ist so gering, daß er, nach Schätzungen in der Metallindustrie, auf den Kopf des Arbeiters nur einem Fünftel der Leistung des amerikanischen Arbeiters entsprach. Molotow erklärte im Januar 1936 die Höhe der Preise damit, daß in Amerika der Ertrag der Produktion 3,5 und oft 10mal so hoch sei als in der Sowjetunion. 1935 wurden auf den Kopf der Bevölkerung noch nicht 50 cm Wolle fabriziert. Für die Person wurden im Jahre 0,5 Paar Schuhe hergestellt. Nach diesen Angaben aus der sowjetrussischen Presse braucht man sich über das zerlumpte Aussehen der Bevölkerung nicht mehr zu wundern, ganz besonders, wenn man sich dabei vor Augen hält, daß die bevorzugte herrschende Klasse sich den Löwenanteil an der Produktion sichert.

1935 erzeugte die Sowjetunion pro Kopf der Bevölkerung 4 kg Papier, Deutschland 47 kg. 1928 ließ Stalin den Fünfjahresplan in „gigantischen“ Ausmaßen in Angriff nehmen. Die Bürokratie verlor jede Kontrolle über den „Plan“, der in vier Jahren durchgeführt werden sollte. Im Zuge des am grünen Parteitisch beschlossenen „sozialistischen Aufbaus“ nahm man den Bauern das Brot, um die Städte zu ernähren und die eingeführten Maschinen zu bezahlen. Mit Gewalt allein ging das nicht, weil sich die Bauern zur Wehr setzten. Deshalb wurde die „Kollektivisierung der Landwirtschaft“ durchgeführt. Dabei wurde nicht vom Standpunkt der Landwirtschaft ausgegangen, sondern von dem der Industrialisierung, d. h. der Aufrüstung. Man kann diese Politik nur als Abenteurerpolitik bezeichnen. Es war eine brutale Enteignung

der Bauern, die natürlich versuchten, ihr Land zu verteidigen. Sie kolonisierten unbebautes Land, gründeten religiöse Sekten; es wurde ein Kampf um Leben oder Sterben. Nichts half ihnen; man „sozialisierte“ nicht nur Kühe, Pferde, Schweine, sondern sogar die Küken. Man enteignete die Kulaken bis auf die Kinderschuhe, die man ihren Kindern auszog. Die Bauern ergriff eine nie dagewesene Verzweiflung. 55 Millionen Bauern, gestern noch der Motor der Agrarwirtschaft, wurden mit einem Federstrich ausgeschaltet, und 250 000 Kolchose, ohne Kenntnis der agrarwirtschaftlichen Technik, übernahmen die Landwirtschaft. In zwei Jahren ging die Getreideerzeugung von 835 Millionen Zentner auf 700 Millionen, die Zuckererzeugung von 109 Millionen Pud auf 48 Millionen Pud zurück. Ebenso der Viehbestand: Pferde um 55 Prozent, Hornvieh um 40 Prozent, Schweine um 55 Prozent, Schafe um 66 Prozent! Dazu starben Millionen Menschen vor Hunger. Trotzki sagt dazu, daß nicht einmal die Revolution solche Opfer gekostet habe wie dieses System der Desorganisation. Das Land mache den Eindruck, als habe es ein Dreißigjähriger Krieg verwüstet.

Aber diese im Interesse der Industrialisierung erfolgte Enteignung der Bauern brachte auch nicht den industriellen Erfolg. Molotow selbst mußte eingestehen, daß die industrielle Produktion 1932 anstatt um 36 Prozent, wie es der Plan vorsah, nur um 8,5 Prozent stieg, und daß selbst diese geringe Steigerung von einer weiteren Verschlechterung der Qualität begleitet war.

Niemand hatte damals nach Trotzkis Ansicht eine Ahnung von den sozialen Zuckungen in der Sowjetunion. Der Winter 1932/33 und die anschließende Zeit bis zur Ernte brachten eine nie dagewesene Hungersnot und ein ökonomisches Chaos ohnegleichen. Gegen die Unzufriedenheit der Bauern wurde häufig die Armee eingesetzt. Die Unsicherheit und Unstabilität demoralisierte die Bürokratie. Ein militärischer Konflikt mit dem Westen hätte fatale Konsequenzen für die bolschewistischen Machthaber gehabt.

Das sind die Feststellungen Trotzkis nach der Sowjetpresse und seine Feststellung bezüglich der damaligen Sicherheit der Sowjetunion. Wir verstehen nun aber auch, weshalb damals die „Rote Armee“ nicht genügend vorbereitet war, um, wie jetzt in Spanien, in die innerpolitischen Kämpfe Deutschlands einzugreifen, um auch Deutschland mit den „Segnungen“ des Bolschewismus heimzusuchen.

Nachdem die „Theoretiker“ in der Sowjetunion feststellen mußten, daß das Kolchos-System zum völligen Ruin der Landwirtschaft führte, gaben sie den Bauern wieder etwas Land, gestatteten das Halten von einigen Hühnern und einer Kuh, für Stachanowleute sogar etwas mehr. Nach T r o t z k i stellt die Sowjetpresse fest, daß die Bauern in ihrem kleinen Betrieb, den meist die Frauen nebenher versorgen müssen, zwei- bis dreimal soviel ernten wie im Kolchos.

Trotz dieser offensichtlich „barbarischen Vergeudung der Arbeitskraft von Dutzenden Millionen Menschen" wird die Kollektivisierung nicht rückgängig gemacht.

Trotzki ist der Ansicht, daß der Kampf zwischen den Bauern und dem Staate noch nicht beendet ist. Die derzeitige Regelung sei nichts als ein Kompromiß nach einem rohen Bürgerkrieg. Allerdings seien 90 Prozent der Höfe kollektivisiert, und 94 Prozent der landwirtschaftlichen Produkte würden von den Kolchosen aufgebracht, doch herrschten praktisch vielfach noch die Privatinteressen vor, und die Kolchose stünden oft nur auf dem Papier. Die Bauern selbst führen ihren Kampf auf alle mögliche Weise weiter.

Zu den Löhnen der Arbeiter sagt Trotzki, daß der Stand des Rubels, der stets wechsle und dessen Umrechnung in ausländische Währung ganz willkürlich sei, den Bolschewisten die unsinnigsten Behauptungen über die Löhne der Arbeiter gestatte. Tatsächlich stehe ihr Lebensstandard, auch der der relativ gutbezahlten Arbeiter, weit unter dem der „kapitalistischen" Länder. Wenn es tatsächlich Stachanowleute gäbe, die 2000 Rubel und mehr im Monat verdienten, so sei die Zahl derer, die unter 100 Rubel verdienen, viel größer.

Zu diesen Feststellungen Trotzkis wäre noch zu bemerken:

Die Stachanowleute tragen nur Neid und Mißgunst in die Kreise der russischen Fabrikarbeiter. Es sind in den meisten Fällen besonders kräftige junge Arbeiter, denen es nicht schwer wurde, den russischen Arbeitern, die früher in der Landwirtschaft tätig waren und durch den Niedergang des Bauerntums in die Industriestädte strömten, ein für sie unerreichbares Höllentempo hinter den Maschinen, in den Bergwerken usw. vorzulegen. Die Wirtschaftsdiktatoren nutzten diesen Umstand aus und normten gewissermaßen die Leistungen der Spezialisten und Facharbeiter, die z. T. auch aus Deutschland und Österreich stammten, auf diesem Wege versuchend, der Produktionskapazität der westeuropäischen und amerikanischen Industrie gleichzukommen. Die Stachanowarbeiter werden als Antreiber ausgenutzt, erhalten Freikarten fürs Kino, bessere Wohnungen und kommen zur Erholung ins Sanatorium. Sie verdienen oft zwanzig- bis dreißigmal mehr als die einfachen Arbeiter. Oft erhalten 80—100 Arbeiter nicht mehr als ein Stachanowarbeiter. Der Haß der Arbeiter ist deshalb oft so groß, daß sie ihre Antreiber prügeln oder töten.

Über die Löhne und die Arbeitszeit stellt Trotzki fest:

> „Die Spanne der Ungleichheit der Löhne ist also in der Sowjetunion größer als in irgendeinem kapitalistischen Lande. Der Siebenstundentag ist durch sie praktisch schon so gut wie unmöglich geworden. In den Kolchosen arbeiten die Stachanowleute länger und sind schon eine privi-

legierte Schicht, die manchmal sogar Schweine und Pferde halten dürfen."

Und weiter:

„Die Arbeiter wohnen schlechter als die Soldaten, oft zwei Familien in einem Zimmer. Sie müssen auch den einfachsten Komfort entbehren und die notwendigste Hygiene. Um die Arbeiter mit der Stachanowmethode, die schon im Abflauen begriffen ist, zu versöhnen, gab man ihnen Stücklohn und nannte das dann den „sozialistischen Wettbewerb". Die Arbeiter unterstehen auf ihrem Arbeitsplatz einer schrecklichen Bespitzelung."

Von der Stellung der Frau sagt Trotzki, daß sie zwar das Recht habe, jede schwere Arbeit zu leisten und jeden Beruf auszuüben, daß ihr aber als Frau und Mutter nicht jener Schutz gewährt werde, auf den sie Anspruch hat. In der Landwirtschaft sei ihre Sklaverei größer als je, weil jetzt die Bewirtschaftung des Privatbesitzes ganz auf ihre Schultern abgeschoben worden sei. Das Kolchos liefere meist nur Getreide und das Futter für das Vieh, und die Frau müsse Fleisch und andere Produkte in ihrem kleinen individuellen Betrieb aufbringen. Kinderkrippen gebe es nur für die privilegierte Schicht. Die übrigen Krippen seien so miserabel, daß die „Prawda" darüber schreibt:

„Die Krippen, in denen die Kinder sich schlechter fühlen als zu Hause, sind nichts als schlechte Asyle."

„Aber für die Masse gibt es selbst solch ‚schlechte Asyle' viel zu wenig", sagt Trotzki dazu.

Und wie steht es mit der Prostitution im Lande des Bolschewismus, dieser letzten Herabwürdigung der Frau zum Profit des zahlenden Mannes? Wie Trotzki berichtet, schrieb die „Iswestija" im Herbst 1936, daß in Moskau beinahe 1000 Frauen wegen Prostitution arretiert wurden. Unter ihnen: 170 Arbeiterinnen, 92 Angestellte, 5 Studentinnen usw. Und die „Prawda" erzählt selbst, was sie aufs Pflaster geworfen hat: „Unzureichender Lohn, Notlage, der Zwang, sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, um Schuhe und ein Kleid kaufen zu können." Dieser Bericht zeigt, daß die Zahl der Prostituierten in der Sowjetunion enorm ist, auch wenn keine Statistik darüber veröffentlicht wird und gut bewachte ausländische Arbeiterführer nichts davon merken.

Zu den Besprisornijs schreibt Trotzki:

„Die Zahl der verwahrlosten Kinder ist ein weiterer Beweis für die tragische und peinliche Situation der Mutter. 1935, als die Folgen der Hungersnot noch nicht überwunden waren und die Sowjets zur Vermehrung der Bevölkerung die Abtreibung unter Strafe setzten, erklärte das Mitglied des obersten Gerichts des Sowjetstaates, Stolz: ‚Die Frau kann

nicht das Recht haben, die Freuden der Mutterschaft von sich zu weisen.' Fast gleichzeitig bestätigte ein anderes Mitglied der Führung, daß die Liquidation der verwahrlosten Kinder langsam vor sich gehe. Man kann verstehen, daß die Frauen angesichts des Hungers auf die Freuden der Mutterschaft verzichten wollen, wenn auch ein hoher Magistrat erklärte, im Lande der Sowjets sei es süß zu leben! . . . „Wir brauchen Menschen", sagt Stolz, indem er die Augen vor den verwahrlosten Kindern verschließt.

Millionen Arbeiter würden sprechen, wenn sie dürften: „Macht doch selbst welche! Beseitigt die Ursachen, die die Frauen veranlassen, sich die Frucht nehmen zu lassen, um ihnen die ‚Freuden der Mutterschaft' zu ermöglichen."

Die „sozialistischen Erfolge"

Welcher Art sind denn nun die „sozialistischen Erfolge" in der Sowjetunion, an die noch immer Millionen Arbeiter in der Welt glauben und aus Unkenntnis der Dinge, wie in Spanien, sogar bereit sind, ihr Leben einzusetzen? All das traurige Zahlenmaterial, das Trotzki aus der Sowjetpresse selbst entnommen hat, beweist nur, daß von Sozialismus keine Rede sein kann. Dieselbe Presse muß doch auch schon in ihrem Interesse auf „sozialistische" Erfolge hinweisen, um das bolschewistische System zu verteidigen, das nach ihren eigenen Meldungen so viel Leid über die russische Bevölkerung gebracht hat.

Trotzki spottet darüber, daß nach einem Bericht der „Prawda" der Kommissar der Ernährungsindustrie als „sozialistische" Errungenschaft die Tatsache anführt, daß „die Bonbons und die Parfüms für unsere Frauen bald besser werden". Die sogenannte Luxusindustrie kommt über die Versuche nicht hinaus. Die einfache russische Arbeiterin, die überhaupt nicht in der Lage ist, sich Parfüms zu kaufen, kennt die sogenannten Bonbons nur in Form von einfachen Zuckerplätzchen. Und auch diesen „Luxus" leistet sie sich nur, weil infolge des herrschenden Zuckermangels die einzige Möglichkeit, den Tee zu versüßen, darin besteht, daß man eines dieser fragwürdigen Bonbons zwischen die Zähne klemmt und den bitteren Tee dazu trinkt. Die Kommissare und die anderen Machthaber aber beziehen Toiletteartikel, Schokolade und Bonbons nach wie vor aus Frankreich.

Der Kommissar der Ernährungsindustrie, der so stolz auf die Parfüms und Bonbons hinweist, weiß auch noch von anderen Dingen zu berichten, die Ruß-

land erst als Sowjetstaat zum wahren „Paradiese" machen. Er verweist auf die „Fortschritte" dem alten System gegenüber, das noch keine Margarinefabriken gekannt hatte. Dazu muß allerdings bemerkt werden, daß das alte Rußland als Agrarland keine Margarinefabriken kannte, und daß die Mengen der heute hergestellten Margarine zu geringfügig sind, um dem Volke als Nahrungsmittel zu dienen, während Butter für den einfachen Sowjetbürger nicht zu haben ist und ausschließlich der privilegierten Klasse vorbehalten bleibt.

Bei Behandlung dieser Fragen, so aufschlußreich sie durch Trotzki in diesem und jenem Punkte gesehen werden, muß darauf hingewiesen werden, daß auch zu seiner Zeit in Sowjetrußland die Einstellung der bolschewistischen Machthaber zu den Arbeitern grundsätzlich keine andere war als heute. Der Arbeiter war und bleibt für den Marxismus nur das Mittel zum Zwecke der Machteroberung und Machterhaltung.

Zu einem anderen Akt der Selbstbeweihräucherung sagt Trotzki:

> „Es ist sicherlich ein Fortschritt, wenn Millionen Menschen an den Gebrauch einer Zahnbürste gewöhnt werden usw. Aber nicht Seife, nicht die Zahnbürste, selbst nicht die angepriesenen Parfüms für ‚unsere Frauen' machen die sozialistische Kultur, besonders wenn diese armseligen Attribute der Zivilisation nur 15 Prozent der Bevölkerung erreichbar sind."

Oder an anderer Stelle:

> „Wenn der Chef der Regierung als Zeichen des Wachsens sozialistischer Kultur anführt, daß die Bauern Eisenbetten, Uhren, Trikotwäsche und Sweaters anfordern, dann zeigt das nur, daß man auf dem Lande beginnt, sich jener Industrieerzeugnisse zu bedienen, deren sich die Bauern der westlichen Länder längst bedienten. Die Presse zeigt das Glück der Jugend, wenn es ihr gelingt, die Gewohnheiten und Gebräuche der Touristen zu imitieren. Oder man rühmt Haarwickler, die die bestbezahlten Dauerwellen erzeugen. Die Jugend nimmt Unterricht in ‚modernen Tänzen'. In der Regel sind das die Erfolge", fügt er hinzu.

Die Jugendfrage wird in der Sowjetunion zu einem immer ernsteren Problem. Wenn es auch heute der Bürokratie noch gelingt, die Jugend gefügig zu halten, so ist es doch vollkommen ungewiß, welche Haltung sie bei einer weiteren Zuspitzung der politischen Situation einnehmen wird. Sie ist noch voller Spannkraft, und mit aus Rücksicht auf sie hat Stalin die neue Verfassung lanciert, über die später noch ausführlicher zu sprechen ist. Die Bürokratie führt auf der ganzen Linie einen zähen, wenn auch verbrämten Kampf gegen die Jugend. Trotzki sagt zu der Frage der Jugend folgendes:

„Die Jugend ist sehr aktiv in der Domäne der Ökonomie. Die UdSSR. hat sieben Millionen Arbeiter unter 23 Jahren . . . In den neuen Fabriken stellen die jungen Arbeiter beinahe die Hälfte der Handarbeiter. Die Kolchose zählen 1 200 000 junge Kommunisten. Zehntausende junger Kommunisten waren voriges Jahr nach allen möglichen Arbeitsstellen delegiert. Überall sind sie in erster Reihe, auch in der unteren Verwaltung und als Stachanowisten. Sie studieren fleißig, betreiben fleißig Sport usw. Aber die Politik bleibt in den Händen der Privilegierten. Man schmeichelt zwar der Jugend, um sie auszunutzen, wacht aber eifersüchtig über das Herrschaftsmonopol. 50 Prozent des russischen Volkes sind unter 23 Jahre alt. Aber diese Jugend formt sich nicht in freien Verhältnissen. Sie ist gehorsam ohne Diskussion. Bis heute haben darum diese jungen Kommunisten nicht eine einzige markante Persönlichkeit hervorgebracht. Überall sehr aktiv, verbrennt sie sich jedoch die Finger, sobald sie sich mit Politik beschäftigt. Es bleiben der Jugend nur drei Möglichkeiten, entweder sich der Bürokratie anzupassen und Karriere zu machen, sich in Schweigen zu hüllen oder sich in das ökonomische Leben zu stürzen und ein kleines, privates Leben zu führen. Eine kleine Minderheit geht in Opposition, und das ist sehr schwer."

Auf dem Jugendkongreß 1936 hörte man:

„Die Jugend verschmäht es, sich zu bereichern, aber schon anderntags kam die ‚Parole', sich ein schönes Leben zu gestalten, wozu die Stückarbeit und Stachanowarbeit empfohlen wurde, die doch auf dem Fundament des Egoismus aufgebaut sind. Und wenn die meisten jungen Leute Ingenieur werden wollen, anstatt wissenschaftliches Studium zu wählen, so nicht, weil das sozialistischer ist, sondern weil die Ingenieure besser bezahlt werden. Der Zynismus und Indifferentismus sind nur primitive Formen der Unzufriedenheit. Der Ausschluß der Jugend aus der Partei, dann die Verhaftung und Verbannung vieler Tausende der ‚Garde Blancs' und der ‚Opportunisten' sowie eines Teiles der Lenin-Bolschewisten in den letzten drei Jahren beweist eine neue Aktivität der Jugend. Der individuelle Terror kennzeichnet die Etappe der Evolution des Landes. Die ehemalige besitzende Klasse hat die Hoffnung aufgegeben, und ihre Terrorakte hören auf. Die Attentate der Kulaken haben einen lokalen Charakter und sind eine Art Guerillakrieg. Aber die Terroristen der neuen Zeit rekrutieren sich nicht aus diesen Reihen, sondern aus den Reihen der jungen Sowjetjugend, der Kommunisten, oftmals der Söhne der Führer. So wird eine Explosion der Unzufriedenheit vorbereitet, der ein Krieg eine Chance gäbe. Da aber die Bürokratie auf

solche Wendungen sehr sensibel reagiert, würde sie das Gesicht sofort der Jugend zuwenden, was noch nichts ändern müßte als einen Personenwechsel . . ."

Auf dem Jugendkongreß 1936 erklärte man in der Diskussion:

„,Wir haben nicht das Bedürfnis nach einer neuen Partei!' Das beweist aber eigentlich, daß dieses Bedürfnis bei der Jugend vorhanden ist. Die Bürokratie aber antwortete auf die noch unklaren Anregungen der Jugend: ‚Stellt das Geschwätz ein!'"

Will nun Trotzki durch Übernahme der Macht für Beseitigung der Übelstände sorgen? Setzen wir den Fall, es gelänge den „Trotzkisten", die Macht zu erobern, und sie begännen ihre Neuerungen mit der Einführung der „Parteidemokratie". Die Folge davon wäre, daß sie die Macht bald schwinden sähen und genau wie nach Kronstadt diesem Verhängnis durch das Verbot der Fraktionskämpfe zuvorkommen müßten. Die marxistische Machttheorie läßt eben keine Masche offen, durch die man entschlüpfen kann. Ihre Verwirklichung wird immer bei einer Politik landen, wie sie Stalin betreibt.

Trotzki sagt von den vielen Kritiken, Reisebeschreibungen und der weiteren Literatur über die Sowjetunion, daß man darüber nicht diskutieren könne, denn ihre Verfasser „hörten dort auf, wo man anfangen muß!" Er aber fängt an, wo nichts mehr zu ändern ist, nämlich bei der Verteidigung der marxistischen Machttheorie. Die unseligen Zustände in der Sowjetunion sind aber nur die konsequente Folge des schrankenlosen Machthungers der führenden bolschewistischen Clique.

Es ist einerlei, durch wen das bolschewistische System in der Sowjetunion vertreten wird; es hätte auch unter den verbissensten Gegnern Stalins in der Person Trotzkis keine andere Entwicklung nehmen können, weil ja der Marxismus den arbeitenden Menschen nur als Mittel zur Eroberung und Festigung der Diktatur ansieht.

An diesem Kernproblem geht Trotzki vorüber, obwohl er in seinen Schriften nichts verabsäumt oder gar verschweigt, was dem „Stalinismus" Abbruch tun könnte. Doch der „Stalinismus" ist nichts anderes als das zwangsläufige Ergebnis des in seiner Konsequenz durchgeführten und mit Hilfe Trotzkis aufgebauten „Leninismus". Der Bolschewismus in seiner heutigen Form ist die Frucht der praktischen Verwirklichung von dogmatischen Lehren, die schon in ihrem Keim Vernichtungswut und Terrormethoden in sich trugen.

Walter Citrine

Walter Citrine ist der Generalsekretär der englischen Gewerkschaften (Trade Unions). Als ehemaliger Arbeiter hat er „von der Pike auf“ in der Arbeiterbewegung gedient und sich ein umfangreiches Wissen als Autodidakt angeeignet. Von einer Einheitsfront mit den Kommunisten will er in England nichts wissen, betrachtet aber die Zustände in der Sowjetunion als „interessantes Experiment“, dessen Erfolg man abwarten müsse. Die umfangreiche Reisebeschreibung Walter Citrines wirkt neben Trotzkis analysierender Kritik beinahe unpolitisch. Es handelt sich praktisch um den Bericht von einer Inspektionsreise, die von der befreundeten Konkurrenz akzeptiert worden war und mit jener pedantischen, aber abgegrenzten Gründlichkeit von dem Eingeladenen durchgeführt wurde, die den aus kleinen Anfängen groß gewordenen Gewerkschaftssekretär auszeichnet. In dem Bereich, der in der Heimat seine Tätigkeit ausmacht, entgeht ihm nichts. Mit Genugtuung nimmt er überall Kenntnis von dem weit besseren Lebensstandard des englischen Arbeiters. Mit der den Engländer kennzeichnenden höflichen Kühle und der wohlwollenden Überheblichkeit, die den erfahrenen alten Gewerkschaftsführer auszeichnet, wenn er mit „unreifen Schülern“ zurückgebliebener Länder spricht, kritisiert er alles das, was er in seinem Arbeitsgebiet in England und in seinen Lebensgewohnheiten besser anzutreffen gewöhnt ist, ohne dabei auch nur ein einziges Mal die Ursachen der Übel zu untersuchen.

Die Wohnverhältnisse

Nachdem Citrines „interessantes Experiment“ 19 Jahre Zeit hatte, seine Lebensfähigkeit unter Beweis zu stellen, muß er über die Wohnverhältnisse von Gorlovka bei Kramotorsk berichten:

> „Die Häuser dieser Stadt bieten ein einfach schreckliches Bild. Man muß sich wundern, daß die Baracken überhaupt noch auf ihrem Fundament stehen konnten. Keine von ihnen wies mehr als zwei Stuben auf, und bei vielen konnte man ihr Inneres nicht einmal als Stube ansehen.“

Oder über Baku:

> „ . . . Schrecklich der Zustand der Häuser in Baku. Man muß es gesehen haben, sonst glaubt man es nicht . . .“

In Moskau besuchte Citrine die Arbeiterwohnungen des Werkes Kaganowitsch, die hauptsächlich von den bessergestellten Arbeitern bewohnt wurden. Er wundert sich über die winzigen Räume, die, obwohl sie im Vergleich

zu den anderen Arbeiterwohnungen, einen gewissen Besitz an Einrichtung zeigten, trotzdem alles in einer Stube zusammengepfercht hätten. Er sagt davon:

„. . . von einer noch so bescheidenen Behaglichkeit kann dabei nicht gesprochen werden."

Er wundert sich vor allem über den schlechten Zustand, in dem sich die Neubauwohnungen befanden, und schreibt dazu:

„In Kaganowitsch war der rasche Verfall der Hausfront innerhalb so kurzer Zeit ganz erstaunlich. Die Backsteine waren roh gefügt, keine sachkundige Hand schien beim Bauen mitgewirkt zu haben."

Die Lohnfrage[1]

Natürlich interessiert Walter Citrine vor allem die Lohnfrage, wenngleich er auch feststellen muß, daß bei dem stets wachsenden Umrechnungskurs des Rubels und den hohen Warenpreisen der Normallohn kaum zu berechnen ist.

In einer Schuhfabrik bei Moskau stellte er folgende Monatslöhne fest:
1. Klasse = 125,30 Rubel, 2. Klasse = 165,70 Rubel, 3. Klasse = 215 Rubel, höchste Klasse 250 Rubel.

Citrine beantwortet die Frage, wie die Arbeiter überhaupt so leben können, damit, daß er sagt: einfach, weil sich durch die Mitarbeit der Frau die Löhne verdoppeln oder fast verdoppeln. Daß die Arbeiter unter diesen Umständen so gut wie nichts für Bekleidung, Hauswirtschaft und Unterhaltung ausgeben können, erscheint ihm unter diesen Umständen selbstverständlich.

Die Preise

Die für uns Westeuropäer fast unvorstellbaren Preise der Waren und Lebensmittel in der Sowjetunion beweisen auch Citrine, daß tatsächlich eine Lohnberechnung, mit der man die Höhe des Lebensstandards feststellen will, fast ein Ding der Unmöglichkeit ist. Er schreibt u. a.:

„Es gibt einen Teil der Lebensmittel und einige wenige Kleidungsstücke zu „normalen" Preisen auf Karten, aber sie reichen bei weitem nicht aus, auch nur die bescheidensten Ansprüche eines westeuropäischen Arbeiters zu befriedigen, und auch nicht die eines russischen."

Bei einem vergleichsweisen Versuch, auf diesem Boden die Lohnhöhe zu bewerten, stellt Citrine fest, daß für ein Paar Herrenschuhe ein

---

[1]) Diese Angaben über Löhne und Preise in der Sowjetunion beziehen sich auf das Jahr 1935. Seither ist die gesamte Lebenshaltung der Sowjetbevölkerung noch erheblich weiter gesunken.

Londoner Handwerker einen Tagelohn anwenden muß, ein russischer Arbeiter ein halbes Monatseinkommen. Ein Damenunterrock, der in London für den halben Tagelohn eines Arbeiters zu haben ist, kostet in der Sowjetunion einen Wochenlohn. Ein Damenmantel minderer Qualität, der in London ungefähr 12,17 Mark kostet, kostet in Moskau 250 Rubel. In Leningrad stellte er folgende Preise fest: Ein Männer-Wintermantel = 225—350 Rubel, ein Damenmantel = 252—550 Rubel, ein Damenschirm = 80 Rubel, ein Herrenregenmantel = 125 Rubel. Anderweitig stellt er fest, daß ein Fahrrad 250—300 Rubel kostet, eine bescheidene eiserne Bettstelle 265—375 Rubel, ein Teeservice 130 Rubel, Kleider 180—550 Rubel. Ein Kilogramm Zucker kostet 4,20 Rubel, ein Kilogramm Makkaroni 3,20—5 Rubel, ein Kilogramm Reis = 4—6,50 Rubel.

Inzwischen sind die Preise in der Sowjetunion wieder gestiegen.

Kindergärten

Natürlich hat Walter Citrine auch Kinderkrippen und Kindergärten gesehen. Den Kindern selbst kann man es ja nicht anmerken, daß sie in der Wahl ihrer Eltern besonders vorsichtig waren. Wir haben von Trotzki schon gehört, daß diese Krippen eben ausreichen für die Kinder der privilegierten Schicht. Die von der „Prawda" selbst kritisierten „schlechten Asyle" hat man ihm natürlich nicht präsentiert.

Über die Freiheit in der Sowjetunion

Die Überwachung der Fabriken durch bewaffnete Soldaten und das Erfordernis eines Passierscheins, um Eintritt zu erhalten, stören Walter Citrine begreiflicherweise. Er fragt mit Recht, wer denn nun wen schützen müsse in einem Staate, in dem es angeblich nur Arbeiter gäbe.

Die unpolitischen Beobachtungen, die Walter Citrine auf seiner Reise durch die Sowjetunion machte, interessieren hier weniger. Er sagte der sowjetrussischen Konkurrenz eine Menge Dinge, die ihr sicherlich nicht ganz angenehm waren, aber sie hatten eigentlich immer den Anschein, als seien es Dinge, die diese Leute unter sich auszumachen hätten. Nur ein einziges Mal dürfte er seinen Gastgebern eine Antwort erteilt haben, die den ehrlichen Zorn der Sowjetgewaltigen herausfordern mußte. Nicht, weil sie dieselbe für unrichtig hielten, sondern weil er sie an die Arbeiter richtete. Allerdings hat denn auch der Begleiter die Übersetzung prompt verweigert. Und diese Antwort erteilte Walter Citrine auch nur deshalb, weil diese Arbeiter es gewagt hatten, das Verhalten der englischen Gewerkschaftsführer zu kritisieren. Als ihn nämlich

Moskauer Arbeiter fragten, weshalb die Labour Party anläßlich der Ermordung Kirows gegen die Erschießung der 117 „Weißen“ protestiert habe, erklärte er, der kein Freund des Nationalsozialismus ist:

„Wenn Hitler die Technik Stalins angewandt hätte, dann hätte die Welt nie etwas von Dimitroff gehört. Er hätte ihn dann wohl unter der Hand in einem Keller erschießen lassen.“

*

Für England lehnt Walter Citrine die bolschewistische Diktatur natürlich ab, weil das englische Volk durch seine demokratische Tradition und sein weit höheres Kulturniveau eine solche Diktatur niemals ertragen würde. Ebenso lehnt er für England die „Einheitsfront“ ab. Trotz des „interessanten Experimentes“ könnte es ihm aber doch leicht auch so gehen wie seinem Freunde Tomski, der, um den Folterqualen anläßlich des „Trotzkisten-Prozesses“ zu entgehen, Selbstmord beging. Er vergißt nämlich dabei, daß in der heutigen Zeit seine Begründung Unsinn ist. Wenn das System der Versklavung und schamlosesten Ausbeutung des Menschen, das sich als ein sozialistisches anpreist, im rückständigen Rußland aufrechtzuerhalten ist, dann ist es das unter Umständen auch in der fortgeschritteneren Welt. Ob es zusagt, wenn es gesiegt hat, ist nicht entscheidend, denn danach wird dann niemand fragen, insbesondere, wenn der Plan der Bolschewisten gelänge und die Vereinigten Sowjetstaaten Europas unter Moskaus Herrschaft Wirklichkeit würden. Deshalb gilt es, klare Frontstellung gegen den Bolschewismus einzunehmen. Er toleriert auch nicht und kann nicht tolerieren, denn beide Welten können auf die Dauer nicht nebeneinander existieren. Walter Citrines unklare Stellungnahme wird das Vordringen des Bolschewismus in England nicht verhindern, ganz besonders, wenn er, um mit seinen Worten zu reden, nur

> „berechtigte Zweifel darüber hegt, ob die Kommunisten wirklich aufrichtige Verteidiger der Demokratie sind . . .“

Dazu hat Dimitroff auf dem letzten Kominternkongreß offen erklärt, „daß die demokratische Regierung nicht die endgültige Rettung bringen könne und man sich deshalb gleichzeitig für die soziale Revolution vorbereiten müsse, weil nur die Sowjetmacht die Rettung bringe.“

André Gide und die Sowjetunion

André Gide, einer der bekanntesten französischen Schriftsteller, hatte sich in seinem Suchen nach einem Ausweg aus der wirtschaftlichen und politischen Krise, in der sich fast alle Länder der Welt befinden, vor wenigen

Jahren dem Kommunismus angeschlossen. Die Kommunisten verstanden es geschickt, die Bekehrung dieses bürgerlichen Schriftstellers zu ihren Ideen propagandistisch auszunützen. Man lud ihn zu einer Reise nach der Sowjetunion ein, auf der man ihn begeistert feierte, und erhoffte dementsprechend von ihm einen seinen literarischen Fähigkeiten entsprechenden Lobgesang über „das Vaterland aller Werktätigen".

André Gide hat die Bolschewisten tief enttäuscht. Er hoffte den Sozialismus zu finden, dessen Aufbau mitzuerleben die „Mühe des Weiterlebens wert sei". Nach seiner Ankunft in Moskau anläßlich des Begräbnisses Gorkis erklärte er noch: „Das Schicksal der Kultur ist für uns verbunden mit dem Schicksal der UdSSR."

Die Tatsachen überzeugten ihn vom Gegenteil. Er schrieb deshalb nach seiner Rückkehr die Broschüre: „Retour de l'URSS." Und er begründet ihre Herausgabe wie folgt:

„Wenn ich mich damals getäuscht habe, ist es zumindest am Platz, meinen Irrtum zu bekennen. Denn ich bin verantwortlich für die, welche dieser Irrtum verführt. Es gibt in meinen Augen wichtigere Dinge als mich selbst, wichtigere Dinge als die UdSSR.: Das ist die Menschheit, ihr Schicksal und ihre Kultur."

Das Erscheinen der Broschüre rief die Bolschewisten und ihre Freunde aller Schattierungen auf den Plan. Der große Gide war plötzlich nichts als ein alter „Trottel" und ein ganz gewöhnlicher „Verräter". Übte er in seiner ersten Broschüre große Zurückhaltung, merkt man ihr noch in jeder Zeile die ganze Enttäuschung des unglücklich Liebenden an, so verdanken wir seinem zweiten Buch die für die Arbeiterschaft so wichtige ungeschminkte Schilderung der neuen Klassengegensätze.

Gide interessiert vor allem das allgemein Menschliche, ihn entsetzt die Knebelung des Geistes, ihn empört die Selbsterniedrigung und der damit Hand in Hand gehende Byzantinismus. Von der menschlichen Seite kommt er auch, wenn er fragt: „Sind das die Leute, die die Revolution gemacht haben? Nein, es sind die, die davon profitierten."

Uniformiertes Denken

Jeden Morgen, sagt Gide, teilt die „Prawda" ihren Lesern mit, was sie denken müssen, und wenn man dann mit einem einzigen spricht, ist es, als spreche man mit allen. Zum Beweise, wie weit dieses uniformierte Denken ausgerichtet ist, erzählt er von einem Bankett, auf dem, wie üblich, viele Toaste ausgebracht wurden. Nach jedem Toast aber erhob man sich zu einem Toast auf Stalin. Ein Reisegefährte Gides brachte dann einen Toast auf die Siege der „Roten Front" in Spanien aus. Es war zu Beginn des Bürgerkrieges. Der

Applaus war schwach und verlegen. Die Direktion der „Prawda" hatte die Generallinie zu diesem Ereignis noch nicht verkündet. Man wollte nichts wagen, bevor man nicht wußte, was sie vorschrieb zu denken.

Und Gide fragt angesichts dessen, was er an Unfreiheit und Knechtseligkeit erlebt: „Diktatur des Proletariats? Ja, Diktatur, aber die eines einzigen Mannes, nicht die des vereinigten Proletariats, der Sowjets."

Kleinbürgerlicher Kitsch

Die Bolschewisten lieben es, die westeuropäische Kultur als kleinbürgerlichen Kitsch einer „absterbenden Klasse" zu beschimpfen. Sie aber haben in der Sowjetunion die russische Kultur vernichtet und an ihre Stelle den kleinbürgerlichen Kitsch gesetzt, den sie dem russischen Volke als neues Kulturgut zu empfehlen bemüht sind. Gides beleidigter Geschmack berichtet darüber:

„Es gibt nichts abscheulicher Bürgerliches, Kleinbürgerliches, als die Produktion von heute; der Inhalt der Schaufenster vor den Moskauer Magazinen ist konsternierend. Und die alte russische Volkskunst war so wunderbar schön. Aber das war Volkskunst, das war Handwerk."

Von einer Gemäldeausstellung in Tiflis, die er besuchte, sagte er zu den Werken der ausstellenden Maler:

„Ihre Malerei diente einem Zweck. Man sah hauptsächlich Episoden aus dem Leben Stalins. Das Unglück war nur, sie waren nichts weniger als Maler."

Sie waren eben gesinnungstüchtig, und das ersetzt in der Sowjetunion alles andere.

Koldhoswohnungen

Gide erzählt:

„Ich habe mehrere Wohnungen dieser glänzend prosperierenden Kolchose besichtigt . . . . . ."

„Von diesen ‚Interieurs' empfing ich einen bedrückenden Eindruck, den einer vollständigen Entpersönlichung. In jedem von ihnen dieselben abscheulichen Möbel, dasselbe Stalin-Bild und sonst absolut nichts, nicht der mindeste Gegenstand, nicht das kleinste persönliche Andenken. Jede Wohnung ist auswechselbar, ja es scheint, daß die Kolchosbauern selbst auswechselbar sind und man sie miteinander verwechseln und vertauschen könnte . . . . ."

Zu den vielen Bildern Stalins, die er in den Arbeiterbehausungen hängen sah, sagt er, er konnte nicht feststellen, ob sie aus Bewunderung oder aus Furcht zu diesem Ehrenplatz gekommen waren.

Byzantinismus

Als er im Geburtsort Stalins ein Telegramm an diesen sandte, wurde ihm erklärt, daß es unpassend sei, Stalin nur mit „Sie" anzureden. Man müsse „Chef der Arbeiter" oder „Herrscher des Volkes" hinzusetzen. Nur so konnte das Telegramm abgesandt werden. Immer wieder wurde Gide darauf aufmerksam gemacht, daß seine Ausdrucksweise der Parteiterminologie nicht entspreche und er die Parteilinie verletze. So wurde es verständlich, daß ihm das Leben trotz aller ihm gebotenen Aufmerksamkeit zur Qual wurde. Er war hingefahren, um das Glück zu finden, mit dem der Bolschewismus die Menschen und das Leben zu bereichern versprach, und stellte fest, „daß nirgendwo in der Welt der Geist mehr in Fesseln geschlagen wird als im Reiche Stalins".

Kinderelend – Besprisornijs

Von den vielen Besprisornijs, die Gide sah, deren Zahl sich durch die furchtbare Hungersnot von 1932 bis 1933 wieder ungeheuer vermehrt hat, ohne daß der Bolschewismus einen Weg fände, diesen unglücklichen Opfern seiner Politik zu helfen, erzählt Gide:

„Man bemerkt, daß sie viel mehr Kleider haben als die anderen Kinder. (Ich sage nicht bessere.) Das erklärt sich daraus: Sie tragen ihre ganze Habe auf dem Leibe.

Wovon leben die Besprisornijs? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, wenn sie etwas hatten, sich ein Stück Brot zu kaufen, dann verschlangen sie es. Die meisten von ihnen sind fröhlich trotz alledem, aber verschiedene scheinen sehr schwach zu sein."

Stalin hat also doch recht, wenn er behauptet, „das Leben in der Sowjetunion sei fröhlicher geworden". Selbst die Besprisornijs machen sich nichts aus dem Elend. Bescheidener Diktator!

Ursache der Überheblichkeit

Mit Staunen stellte Gide folgendes fest:

„Der Sowjetbürger befindet sich in vollkommener Unwissenheit über das Ausland. Man hat ihm eingeredet, daß in Rußland alles viel besser sei als anderswo. Der Unterricht im Französischen wird ganz vernachlässigt, meistens wird Englisch oder Deutsch gelernt. Ich wunderte mich, wie schlecht die Studenten jedoch diese Sprachen sprechen, und erhielt zur Antwort: ‚Deutschland und Amerika können uns heute nichts mehr lehren, also wozu ihre Sprachen sprechen?' Andere wunderten sich, daß es in Paris eine Untergrundbahn und Kindergärten gäbe. Außerhalb der UdSSR. ist die Nacht."

Religion

Da der Bolschewismus sich in heuchlerischer Weise als Schützer der Religion der gläubigen Christen empfiehlt; ist es interessant, zu hören, in welchem Zustand Gide in der Sowjetunion die Kirchen antraf, die noch nicht abgerissen sind. Er schreibt:

„Das archäologische Museum der Krim in der Nähe von Sewastopol ist gleichfalls in einer Kirche eingerichtet. Die religiösen Wandgemälde sind, zweifellos wegen ihrer Abscheulichkeit, intakt geblieben. Sie tragen erklärende Etiketten, und bei einem Bilde Jesu liest man: ‚Legendäre Person, die niemals gelebt hat.' In einer anderen Kirche in der Nähe ist ein Tanzsaal eingerichtet, und die Paare üben ihren Foxtrott und Tango rings um den Hochaltar, auf dem der Tanzmeister steht."

André Gide antwortet

Nachdem André Gides Arbeit über seine Reise nach der UdSSR. erschienen war, wurde er von den Bolschewisten und ihren Freunden in der schmutzigsten Weise beschimpft, wie das immer der Fall ist, wenn jemand den Betrug der Bolschewisten an der Arbeiterschaft entdeckt und sich verpflichtet fühlt, ihn aufzudecken. Gide antwortet darauf mit einem zweiten Buch: „Retouches à mon Retour de l'U. R. S. S.", was man sinngemäß mit „Ergänzungen zu meiner Reise nach der UdSSR." übersetzen müßte. In diesem Buch zeigt er vor allem auch die erstaunlichen Klassengegensätze auf, die im „Vaterlande der Werktätigen", gemessen an dem Elend der Massen, größer sind als in irgendeinem kapitalistischen Lande der Welt.

Er sagt u. a.:

„Ich hatte seit drei Jahren allzuviel marxistische Schriften eingesogen, als daß die UdSSR. mich sonderlich fremd hätte berühren sollen. Anderseits hatte ich gar zu viel Reiseberichte gelesen, begeisterte Schilderungen, Verherrlichungen. Mein großer Fehler war, daß ich den Lobreden zu bereitwillig glaubte. Wobei auch mitspielen mochte, daß alles, was mich hätte warnen können, in einem so gallig bissigen Tone gesagt ward ..... Ich traue lieber den Liebenden als den Hassenden. Ja, ich war gutgläubig, voller Vertrauen. Und befremdet wurde ich somit in Rußland durchaus nicht so sehr durch die Unvollkommenheit der Dinge, als vielmehr dadurch, daß ich Vorrechte, denen ich hatte entfliehen wollen, Vergünstigungen, auf deren Verschwundensein ich gehofft hatte, sofort wiederfand. Mochte es vielleicht auch ganz natürlich sein, daß man einen Gast so gut wie möglich zu empfangen, ihm überall das Beste vor Augen zu führen suchte, so erschreckte mich doch der Abstand zwischen diesem Besten und dem Üblichen: die Übertriebenheit der Bevorzugung, im Vergleich zu einem so mittelmäßigen oder schlechten Allgemeinzustand.

Es ist vielleicht eine Wunderlichkeit meines Wesens und seiner protestantischen Formung: ich hege Mißtrauen gegen Ideen, die einträglich scheinen, gegen komfortable Meinungen, d. h. gegen solche, die dem, der sich zu ihnen bekennt, Vorteile versprechen.

Gewiß, ich erkenne durchaus, welchen Nutzen (ohne daß man es gerade als „Bestechungsversuch" empfinden müßte) die Sowjetregierung aus solchem Verhätscheln von Künstlern und Literaten, von allen etwaigen Barden ihres Ruhmes ziehen kann, doch allzu deutlich zeigt sich mir auch der Vorteil, den der Literat in der Zustimmung zu einem ihn dermaßen begünstigenden System finden kann. Und allsogleich bin ich auf meiner Hut. Ich fürchte, mich verführen zu lassen. Die übermäßigen Gewinne, die man mir drüben darbietet, machen mir Angst. Ich bin nicht nach Sowjetrußland gekommen, um wieder Privilegien zu finden. Es erwarteten mich ganz unverkennbare.

Und warum sollte ich das nicht erzählen?

Die Moskauer Zeitungen hatten mich wissen lassen, daß innerhalb weniger Monate mehr als 400 000 Exemplare meiner Bücher verkauft worden seien. Der Prozentsatz der Autorengebühren läßt sich ermessen. Und die so fett bezahlten Artikel! Hätte ich über die UdSSR. und über Stalin ein schwungvolles Loblied gesungen, welcher Goldregen! ....

..... Von allen Handwerkern und Arbeitern der UdSSR. sind die Literaten die weitaus am meisten begünstigsten. Zwei meiner Reisegefährten (beide hatten die Übersetzung eines Buches in Druck) stöberten bei allen Altertumshändlern, Raritätenkrämern, Merkwürdigkeitsverschleißern umher, um die etlichen tausend Rubel loszuwerden, die sie als Vorschuß erhalten hatten (und die sie nicht ins Ausland hätten mitnehmen können). Was mich anbelangt, so konnte ich meinen enormen Bestand kaum anbrechen, denn alles drüben wurde mir umsonst angeboten. Ja, alles: von der Reise selbst bis zu den Zigaretten. Jedesmal, wenn ich meine Brieftasche zog, um irgendeine Mahlzeit oder den Hotelaufenthalt oder sonst eine Rechnung zu bezahlen, um Briefmarken oder eine Zeitung zu kaufen, hielt das liebenswürdige Lächeln und gebieterische Eingreifen unserer Führerin mich zurück: „Sie scherzen! Sie sind unser Gast, und Ihre fünf Gefährten mit Ihnen."

Sicherlich, während des ganzen Verlaufs meiner russischen Reise hatte ich mich über nichts zu beklagen; und von allen bösartigen Deutungen, die man sich ausgedacht hat, um meine Einwände zu entkräften, ist der Versuch, sie als Ausdruck eines persönlichen Verstimmtseins erscheinen zu lassen, der abgeschmackteste. Noch nie war ich auf so luxuriöse Art gereist. Im Spezialwaggon oder in den besten Autos; immer die besten Zimmer in den besten Hotels; die reichste, erlesenste Tafel. Und welcher Empfang! Welche Aufmerksamkeit! Welche Zuvorkommenheit! Überall mit Lob überschüttet, umschmei-

chelt, verwöhnt, gefeiert. Nichts schien zu gut, nichts zu köstlich, um mir angeboten zu werden. Ich hätte eine gar üble Figur abgegeben, wenn ich all dies Entgegenkommen hätte zurückweisen wollen; das konnte ich nicht; und ich bewahre daran ein allerbestes Gedenken, eine lebhafte Erkenntlichkeit. Aber gerade diese Sympathiebezeigungen erinnerten mich immer wieder an Bevorrechtung, an Unterschiedenheit, — wo ich Gleichheit zu finden gehofft hatte.

Wenn ich, dem offiziellen Dunstkreis, dem Kontrolliertsein mühevoll entronnen, mit Akkordarbeitern, die nur vier oder fünf Rubel am Tage verdienen, im Gespräch gewesen war: wie sollte dann das mir zu Ehren veranstaltete Bankett, von dem ich mich nicht freimachen konnte, auf mich wirken? Ein fast tägliches Bankett, wo schon die Fülle der Vorspeisen so groß war, daß man sich dreifach satt fühlte, bevor die eigentliche Mahlzeit auch nur begonnen hatte; eine Gasterei von sechs Gängen, die länger als zwei Stunden dauerte und einen ganz erschöpft zurückließ. Welcher Aufwand! Da ich nie eine Rechnung zu Gesicht bekam, vermag ich ihn nicht zu beziffern. Aber einer meiner Reisegefährten, der mit den Preisen gut Bescheid wußte, meinte, daß jedes Bankett, die Weine und Liköre eingerechnet, pro Person mehr als dreihundert Rubel gekostet haben müsse. Nun, wir waren sechs Reisegefährten (mit unserer Führerin sieben); und oft war die Zahl der Gastgeber ebenso groß, ja, bisweilen noch weit größer als die der Gäste.“

André Gide schreibt zu den Sudeleien der „Prawda“ anläßlich seines ersten Reiseberichtes, ein Teil des Ärgers, mit dem sie ihn beschimpfe, liege darin, daß er nicht sehr „rentabel“ war für die Sowjets. Und dann sagt er, und mit ihm können es Tausende enttäuschter ehemaliger Sowjetfreunde sagen:

„Ich sage euch: es liegt etwas Tragisches in meinem Sowjetabenteuer. Voller Überzeugung und Begeisterung war ich gekommen, eine neue Welt zu bewundern; und um mich zu verführen, bot man mir alle Vorrechte, die ich in der alten verabscheute.

„Sie verstehen nichts davon“, sagte ein ausgezeichneter Marxist zu mir. „Der Kommunismus tritt nur der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen entgegen, wie oft soll man Ihnen das wiederholen? Und unter dieser Voraussetzung dürfen Sie so reich sein wie ein Alexis Tolstoi oder ein Sänger der Großen Oper, falls Sie Ihr Vermögen nur durch persönliche Arbeit erworben haben. In Ihrer Verachtung und Ihrem Haß gegen Besitz und Geld sehe ich ein bedauerliches Fortleben Ihrer früheren christlichen Ideen.“

„Kann sein.“

„Und geben Sie zu, daß diese Ideen mit Marxismus nichts zu tun haben?“

„Leider ....“

André Gide antwortet in seinem Buch zu den Einwendungen dieses Marxisten:

„Solange der Mensch unterdrückt ist, solange der Zwang der sozialen Ungerechtigkeit ihn niederhält, ist man berechtigt, viel zu erhoffen von dem Unentwickelten, das er in sich trägt. Ebenso wie man viel erwartet von jenen Wunderkindern, aus denen dann gewöhnliche Menschen werden. Man hat oft die Illusion, das Volk bestehe aus besseren Wesen als die übrige, enttäuschende Menschheit. Ich glaube: es ist nur weniger angefault; der Besitz aber würde es verderben, wie die anderen. Und seht, was in den Sowjetlanden geschieht: jenes neue Bürgertum, das sich bildet, hat alle Fehler des unsrigen. Kaum ist es aufgestiegen aus Not und Elend, so verachtet es die Notleidenden. Lüstern nach allen Gütern, deren es solange beraubt war, kennt es schon die Kniffe, sie zu erwerben und zu bewahren."

Meine beiden Reisen nach der Sowjetunion

Auch ich habe, wie Sir Walter Citrine, zweimal die Sowjetunion besucht, glücklicherweise unter ganz verschiedenen Bedingungen. So war es mir möglich, bei meinem zweiten Besuche die Kehrseite der Medaille zu sehen, und sie ist so grundverschieden von der, die offizielle Besucher oder „Ehrengäste" zu sehen bekommen, daß man sich nur mit Grauen davon abwenden kann. Und auch dieses gequälte Rußland kann man nur verstehen, wenn man hinter die politischen Kulissen der bolschewistischen Drahtzieher gesehen hat und die Ursachen dieser katastrophalen Politik versteht, was durchaus nicht besagen soll, daß ich etwa in die Verbrechen und Schliche dieser Leute eingeweiht worden wäre. Dazu waren meine „Akten" zu einwandfrei und mein Entsetzen über das, was ich zufällig erfuhr, zu groß. Meine Erfahrungen genügen aber vollauf, um zu verstehen, daß Walter Citrine trotz seiner zahlreichen traurigen Feststellungen nur einen ganz oberflächlichen Eindruck von den Verhältnissen in der Sowjetunion erhielt und wiedergeben konnte; daß André Gide mehr als „Menschheitsbeglücker" und Künstler denn als Politiker enttäuscht war; von den üblichen Reisebeschreibungen eingeladener Journalisten gar nicht zu reden.

Wer als Berichterstatter oder als „Ehrengast" nach der Sowjetunion fährt, sei es auf eigene Kosten oder als „Gast der Sowjetunion", wird kaum je einen wahren Einblick in die Verhältnisse der Sowjetunion bekommen. Was er „besichtigen" darf, sind die für diese Zwecke errichteten „Potemkinschen Dörfer"; die Arbeiter, die Angestellten, ja selbst die Angehörigen der ehemals bürgerlichen Schicht, die er so ganz „zufällig" irgendwo trifft und „auszufragen" Gelegenheit hat, sind nichts anderes als Agenten der GPU.; die Dolmetscher, die er sich selbst mietet, um sicherzugehen, seine Nachbarn im Theater und Kino, die „angenehme Bekanntschaft", die er in den Kurorten der Krim oder des Kaukasus macht, sie sind ebenso nichts anderes als die von der GPU. gestellten Propagandisten der bolschewistischen Machthaber. Erst wenn man zufällig Gelegenheit hatte, beide Seiten der Sowjetunion kennenzulernen, und unzufriedene oder ehemalige Mitglieder der führenden Schicht persönlich kennenlernte, bekommt man eine Vorstellung von der Größe und Raffinesse des Schwindels, von der Knechtschaft und der Entwürdigung des Menschen, von dem Elend und Hunger, dem wirtschaftlichen Bluff und dem dahinter steckenden wirtschaftlichen Ruin, von der Skrupellosigkeit und dem Terror und all den der zivili-

sierten Welt unfaßbaren und unbekannten Dingen, die in der Sowjetunion herrschen. Es ist deshalb Unfug, wenn der Ehrengast Herriot, der es außerdem wissen mußte, daß ihm als ehemaligen französischen Ministerpräsidenten nur das Festtagsgewand der Sowjetunion gezeigt wurde, ein Buch über die Verhältnisse in der Sowjetunion veröffentlicht. Der harmlose französische Spießer sagt unter Hinweis auf dieses Buch: Herriot ist kein Bolschewist, er liebt das französische Volk, ist ein alter Politiker und läßt sich nichts vormachen. Wenn er uns berichtet, daß die Verhältnisse in der Sowjetunion gut, ja teilweise bewundernswert sind, dann wird das schon stimmen.

Wie Herriot sich von den Bolschewisten irreführen ließ, darüber schreibt die gewiß nicht verdächtige jüdische New-Yorker Zeitung „Forward":

„Am Tage vor der Ankunft der Delegation wurde die gesamte Bevölkerung Kiews um 2 Uhr nachts mobilisiert — zur Säuberung der Hauptstraßen und zum Schmücken der Häuser. Zehntausende von Händen bemühten sich krampfhaft, der vernachlässigten und verschmutzten Stadt ein europäisches Aussehen zu verleihen. Alle Verteilungsstellen für Lebensmittel, Kooperativläden und dergleichen waren geschlossen. Das Schlangestehen war verboten. Die verkommenen Horden verwahrloster Kinder, die Bettler, die Hungernden, sie alle waren wie vom Erdboden verschwunden. An den Straßenkreuzungen stolzierten berittene Milizionäre auf gestriegelten Pferden, deren Mähnen mit weißen Bändern durchflochten waren — ein Bild, wie es Kiew nie zuvor und nie später zu sehen bekommen hat."

Doch nicht alle bürgerlichen Berichterstatter sind so harmlos, wie es Herriot zu sein scheint, noch weniger leicht dürfte es sein, ehrliche Vertreter der Arbeiterschaft der übrigen Welt, die nach der Sowjetunion kommen, um festzustellen, ob dort das sozialistische Ideal der Arbeiterschaft verwirklicht wird, zu betrügen. Sie wollen die Arbeitsverhältnisse und die sozialen und humanitären Einrichtungen des Sowjetstaates kennenlernen, ziehen Vergleiche mit dem in der kapitalistischen Welt Errungenen und schaden den bolschewistischen Machthabern, wenn sie enttäuscht zurückkommen, in jenen Schichten, auf die es ihnen hauptsächlich zur Herbeiführung der Weltrevolution und Verwirklichung ihrer imperialistischen Ziele ankommt, am meisten, nämlich bei der Arbeiterschaft. Es ist deshalb, so merkwürdig sich das für einen Nichteingeweihten anhört, für einen ehrlichen Vertreter der Arbeiterschaft viel schwerer, die Sowjetunion zu bereisen, als für einen Vertreter der bürgerlichen Welt. Geld, um eine Reise auf eigene Kosten zu machen, hat er meist nicht; auf Kosten der Sowjetunion läßt man ihn nicht reisen, er sei denn Ehrengast oder habe sich einer der Herdenbesichtigungen angeschlossen, die zu 20 oder 30 Mann zusammengestellt im Eilzugstempo von

der GPU. an einigen Paradebetrieben vorbeigeführt werden. Was aber von ausländischen Arbeitern, die in der Sowjetunion Arbeit gesucht hatten und enttäuscht zurückkommen, berichtet wird, ist zwar konkretes Material, betrifft aber meist nur ihren Arbeitsplatz und wird deshalb von den Bolschewisten vor der Arbeiterschaft damit abgetan, daß die Sowjetunion erst im Aufbau des Sozialismus begriffen sei, und bei der Rückständigkeit, in der er das russische Reich vorgefunden habe, das man dazu erst nach einem blutigen Bürgerkrieg erobert habe, gebe es selbstverständlich noch viele Schwierigkeiten und rückständige Betriebe. Genügt das nicht, um das Mißtrauen der Arbeiter zu zerstreuen, so müssen die sogenannten „Schädlinge“ für die Sünden der bolschewistischen Mißwirtschaft herhalten oder die angeblich konterrevolutionären Trotzkisten, als die Stalin jetzt Zehntausende, vielleicht auch Hunderttausende abschlachten läßt.

Ich habe beide Gesichter der Sowjetunion gesehen, und ich weiß deshalb aus eigenem Erleben, daß nicht jeder, der Günstiges über die Sowjetunion berichtet, gekauft oder ein Betrüger sein muß, abgesehen von den Berichten der „Ehrengäste“, deren Berichte ohnedies selten ernst zu nehmen sind.

Nach meinem Ende 1929 erfolgten Übertritt zur Kommunistischen Partei versuchte ich, sobald als möglich eine Besichtigungsreise in die Sowjetunion zu machen. Erstaunt darüber, daß man mich nicht von der Partei aus nach der Sowjetunion schicke, um dort an Hand der Tatsachen die Verhältnisse der Arbeiter zu studieren, um sie den verzweifelt nach einem Ausweg suchenden Arbeitern des kapitalistischen Deutschland zur Nacheiferung empfehlen zu können, entschloß ich mich im Sommer 1931, auf eigene Kosten nach der Sowjetunion zu fahren. Bei dem Ersuchen um ein Visum wies ich darauf hin, daß ich es nicht länger verantworten könne, die Verhältnisse in der Sowjetunion als vorbildlich für Arbeiter und Bauern hinzustellen, wenn ich als kommunistische Abgeordnete und Rednerin in Volksversammlungen gestehen müsse, daß ich die Sowjetunion aus eigener Anschauung überhaupt nicht kenne. Diesem Argument war nichts entgegenzustellen, wenn ich nicht mißtrauisch werden sollte, insbesondere ich diese Reise auf eigene Kosten zu unternehmen gewillt war.

Obwohl sich die Bewilligung des Visums länger hinauszog, durfte ich Ende August endlich abreisen. Erstes Ziel war die Krim, wo ich mich erst zu erholen gedachte, um den Strapazen einer Besichtigung der Errungenschaften des „Vaterlandes aller Werktätigen“ gewachsen zu sein. Den vor der Abreise nach der Krim in Moskau organisierten Herdenbesichtigungen schloß ich mich nicht an, da ich mir nichts davon versprach und mir vorgenommen hatte, äußerst klug vorzugehen, um nicht hinters Licht geführt zu werden oder mir später sagen lassen zu müssen, daß auch ich nur „Potemkinsche Dörfer“ gesehen habe.

Die Reise nach der Krim war aus vielen Gründen interessant, wenn das Landschaftsbild auch sehr eintönig war. Die Ernte war vorbei, und jene landwirtschaftliche Kultur, die ganz Deutschland wie einen großen Garten erscheinen läßt, vermißt man auch in verschiedenen anderen Ländern. Man entschuldigt aus diesem Grunde nach der Erntezeit die wald- und baumlose Eintönigkeit der großen Gebiete leicht mit der ungeheuren Größe des Landes, das aus diesem Grunde seine Landwirtschaft nicht kultivieren könne, wie das bodenarme Deutschland oder die übrigen europäischen Staaten. Außer anderen internationalen „Devisengästen" fuhren mit uns im Zuge auch einige russische Arbeiter zur Erholung nach der Krim. Sie waren sogenannte Stoßbrigadler, die für ihre Antreiberdienste eine Extravergünstigung vom bolschewistischen Staat erhielten. Merkwürdigerweise verstanden sie etwas Deutsch oder Englisch und erzählten uns auf unsere Fragen, daß heute ein großer Teil russischer Arbeiter fremde Sprachen lerne, um im Falle der Weltrevolution in anderen Ländern dem Proletariat zu Hilfe eilen zu können, damit es sich von den Fesseln des ausbeuterischen Kapitalismus befreien und jene paradiesischen Zustände herbeiführen könne, die die Arbeiter- und Bauernschaft der Sowjetunion für alle Zeiten von den Folgen kapitalistischer Wirtschaftskrisen befreit habe. Die „zufällig" mit uns fahrenden Stoßbrigadler hatten einen erstaunlich hohen politischen Bildungsgrad und gaben über die Verhältnisse in den Fabriken, insbesondere über ihre sozialen Einrichtungen die interessantesten und zufriedenstellendsten Berichte, insbesondere sie anscheinend keinesfalls die noch bestehenden Mängel zu verheimlichen bestrebt waren, sondern unter Hinweis auf die ungeheuren Schwierigkeiten eines sozialistischen Aufbaues „freimütig" erörterten. Keiner von uns dachte damals daran, daß diese Arbeiter, die sich so unbändig über die von ihrer Fabrik bewilligte Erholungsreise an die Krim freuten, Agenten der GPU. sein könnten.

Auf der Krim am „Schwarzen Meere" ist es bekannterweise sehr schön. Der aus Rußland verjagte oder dort ausgerottete Hochadel wußte dieses Gebiet seines Vaterlandes besonders zu schätzen und hatte dort seine herrlichen Villen und Schlösser errichtet, wunderbare Gärten und Parks angelegt und im Genusse dieser Schönheiten vergessen, daß neben ihm ein 160-Millionen-Volk in rückständigen sozialen und kulturellen Verhältnissen lebte. Daß sich diese Rückständigkeit in dumpfer Zerstörungswut und blindem Haß austoben werde, wenn es revolutionären Kräften gelänge, sie in kritischen Zeiten zu mobilisieren, dachte man nicht. Die Versäumnis auch der elementarsten sozialen und kulturellen Hebung der Massen machte es später dem Bolschewismus so leicht, die Massen durch Hinweis auf das feudale Leben des Hochadels und der wenigen Kapitalisten mit Versprechungen aller Art für seine Ziele zu gewinnen.

Ich wurde in Mis'chor, im Schlosse des ehemaligen Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, einquartiert, einem geschmackvollen, weißleuchtenden Bau am Schwarzen Meere. Das Innere des Gebäudes war für Sanatoriumszwecke vereinfacht. Der Strand hatte anläßlich eines Erdbebens gelitten, aber es schwamm sich deshalb angesichts spielender Delphine genau so herrlich im Meer wie vordem. Die Verpflegung war gut bis auf das Mittagessen, von dem nur die bekannte Borschtsuppe zum Appetit anregte. Auf die Zubereitung von Fleisch und anderen Speisen verstanden sich die Köche nicht. Wie man mir sagte, sollten im zweiten Fünfjahresplan Köche aus aller Welt nach der Sowjetunion geholt werden, um serienweise Männer und Frauen in der Zubereitung erlesenster Gerichte auszubilden. Die Durchführung dieses Teiles des Fünfjahresplanes scheiterte vorher schon allein an der Hungersnot, die Millionen das Leben kostete.

Erst in der zweiten Woche meines Aufenthaltes merkte ich, daß in diesem Gebäude nur kommunistische Funktionäre untergebracht waren. Das war vorerst eine kleine Enttäuschung für mich, die ich so stolz gewesen war, zu sehen, wie vorbildlich im „sozialistischen Vaterlande aller Werktätigen“ für das Wohlergehen der Arbeiter gesorgt sei. Man erklärte mir, die Arbeiter seien ebenso gut in anderen Sanatorien untergebracht, man halte es nur für zweckmäßig, die Funktionäre ihrer gemeinsamen geistigen Interessen halber gesondert einzuquartieren, auch schon, damit sie sich mit den Erholungsuchenden aus anderen Ländern unterhalten könnten. Als mir das nicht einleuchten wollte, wies man auf die konterrevolutionäre Spionage hin, die es notwendig mache, die Funktionäre zu schützen. Was mir besonders auffiel, waren die vielen Juden unter den Funktionären. Als ich — nicht aus antisemitischen Gründen, sondern aus Gründen der Gerechtigkeit — darauf hinwies, erklärte mir ein mir mit seinem Englisch stets zur Verfügung stehender GPU.-Mann, leider sei der Parteiapparat sehr stark mit Juden durchsetzt, weshalb sich schon eine antisemitische Neigung bei der Arbeiterschaft bemerkbar mache. Aber, da die bürgerliche Intelligenz nicht zuverlässig, zum Teil auch nicht mehr vorhanden sei, sei man bei der Büro- und Verwaltungsarbeit auf die Juden angewiesen, da den Arbeitern und Bauern die nötige Vorbildung für diese Berufe fehle. Dieser englisch sprechende GPU.-Mann, der längere Zeit in England gelebt hatte, ohne mit den dortigen Parteigenossen Fühlung zu haben, weil das — wie er sagte — seinen Auftrag gefährdet hätte, bildete sich ein, daß ich harmlose Westeuropäerin nicht wisse, daß er mir zur Überwachung zugeteilt war. Jeden Mittag stieg er hinauf zur Villa jenes Jussupow, der Rasputin erschossen hat. Sie ist heute ein Erholungsheim für verdiente GPU.-Leute und steht in direkter telephonischer Verbindung mit dem Sekretär Stalins. Sie ist auch nicht vereinfacht, sondern im alten Prunk erhalten. Ich hatte später Gelegenheit, sie zu besichtigen,

wofür ich als Gegenleistung meine Uhr verschenkte, ein sehr begehrter Artikel in der Sowjetunion.

In der Nähe lag auch ein Erholungsheim für Wissenschaftler. Die Wissenschaftler waren damals gerade in den „Stand der Arbeiter“ erhoben worden, d. h. sie erhielten jetzt — Sommer 1931 — 400 Gramm Brot am Tage und einige andere Lebensmittel auf Karten, die sie früher nur im freien Handel erstehen konnten. Soweit sie nicht Kommunisten waren, waren sie sehr eingeschüchtert und machten zum Teil den Eindruck völlig gebrochener Menschen. Mich erschütterte das sehr, und ich erklärte meiner „Begleitung“, daß man sich schäme, ein Mensch zu sein, wenn man sehe, daß Menschen andere Menschen so zerbrochen hätten. Er erklärte mir, ich kenne den russischen Menschen nicht. Diese Dostojewski-Figuren habe es zu allen Zeiten in Rußland gegeben. Sie seien keineswegs zerbrochen, aber sie seien nur zufrieden, wenn sie litten. (!!) Ich wurde von ihnen zu einem geselligen Abend eingeladen, der einzigen Gelegenheit, bei der ich feststellen konnte, daß es doch noch Kreise in der Sowjetunion gibt, die wahres Verständnis für höhere Kultur aufbringen, ohne deren vorbildliche Auswirkung die Hebung der Massen im Banalen ersticken muß. Ich erlebte bei dieser Gelegenheit auch eine rührende Episode, die den Hunger nach Schönheit in primitivster Weise zum Ausdruck brachte. Auf einen Tisch neben der Tür hatte ich meinen Mantel aus gutem englischem Stoff hingelegt, und kein einziger der Wissenschaftler, Männer oder Frauen, Kommunisten oder „Ehemalige“, ging an diesem Mantel vorbei, ohne liebkosend über den Stoff zu streichen oder hineinzugreifen. Das Leben inmitten all der schlechten und häßlichen „Qualitäts“-Ware, voller Demütigungen und Entbehrungen ist so armselig, daß schon die Berührung mit einem guten Stoff zu einem Erlebnis wird.

Noch immer hatte ich kein Erholungsheim betreten, in dem wirkliche Arbeiter ausspannen und neue Kräfte sammeln konnten. Ich wanderte nach dem benachbarten Alupka, von dem man mir sagte, daß dort die Arbeiter zur Erholung weilten. Einlaß erhielt ich nur in ein Erholungsheim der Künstler. Ich zweifelte aber damals nicht daran, daß in den anderen Erholungsheimen Arbeiter untergebracht seien, denn der ganze Kampf für den Kommunismus erschien mir unsinnig, wenn er das Leben der Arbeiterschaft nicht erleichtern und verschönern solle.

Ich fuhr auch mit einem Dampfer nach Jalta und besuchte die ehemalige Sommervilla des Zaren. Sie ist ein verschandelter Schinkel-Bau, mit schönen Parkanlagen und einem wunderbaren Ausblick auf das Schwarze Meer. Angeblich erholten sich dort russische Bauern von ihrer schweren Arbeit. Wie ich dann aber 1933 feststellte, erholen sich dort lediglich die Bonzen, d. h. jene kommunistischen Funktionäre, die in den landwirtschaftlichen Organisationen

beschäftigt sind. Der mit Devisen bezahlte Aufenthalt in der Krim war gesund und schön, aber er würde in einem kapitalistischen Rußland nicht weniger schön sein, im Gegenteil. Wenn er nicht, wie es die Propaganda behauptet, den russischen Arbeitern und Bauern zugute kommt, sondern einer neuen herrschenden Schicht, die die Not der Arbeiter und Bauern lediglich ausnutzt, um die Macht zu erobern und brutaler festzuhalten als je eine herrschende Kaste, wie das die Massenabschlachtungen in der Sowjetunion beweisen: welcher Unterschied besteht dann für den Arbeiter zwischen den kapitalistischen Weltbädern und den sowjetrussischen?

Zur Besichtigung

Sewastopol

Nach dreiwöchiger Erholung ging's zur Besichtigung der „sozialistischen Errungenschaften". In Sewastopol durfte ich eine Brotfabrik besichtigen. Sie wurde merkwürdigerweise von bewaffneten Soldaten bewacht. Als ich mein Erstaunen darüber äußerte, wurde mir erklärt, daß gerade in Sewastopol die ehemaligen Kulaken ganz raffinierte Schädlingsarbeit leisteten. Die Arbeiter selbst hätten deshalb bewaffnete Bewachung ihres Betriebes gewünscht. Die Sabotageakte hatten angeblich darin bestanden, Glassplitter in den Brotteig zu mengen. Dadurch seien viele Menschen in Sewastopol krank geworden und mehrere gestorben. Auf diese Weise hätten die Kulaken die Bevölkerung gegen das bolschewistische System aufhetzen wollen. Als ihnen das nicht gelungen sei, weil man ihre Schandtat entdeckt habe, hätten sie nachts Feuer an den Betrieb gelegt, und seither sei eben die Fabrik Tag und Nacht bewacht. Später hatte ich in Moskau Gelegenheit, festzustellen, daß das „bolschewistische" Brot auf die Verdauungsorgane eine ähnliche Wirkung ausübt wie ein mit irgendwelchen harten Splittern gemischtes Gebäck. Wer weiß, was man seinerzeit dem Brot in Sewastopol beigemischt hatte, wofür dann die „Schädlingsarbeit" der Kulaken büßen mußte, als die üblen Folgen die Bevölkerung rebellisch zu machen drohten. Dieser besichtigte Betrieb war einer jener Musterbetriebe, der den Rußlandreisenden gezeigt wurde. Am erstaunlichsten war es, wie gut er gegen Fliegerangriffe gesichert war. Jeder Arbeiter hatte seine Gasmaske an einer bestimmten Stelle, und bei regelmäßigen Übungen zu verschiedensten, nicht angemeldeten Zeiten mußten alle Arbeiter in den feuersicheren Gaskeller eilen, in dem auch das Mehl aufbewahrt wurde, um es im Falle eines Angriffes vor dem Verderben zu schützen. Der Betrieb machte für russische Verhältnisse einen guten Eindruck, wie denn auch Sewastopol, als eine von Devisengästen viel besuchte Stadt, ein relativ sauberes Bild bot.

Charkow

In Sewastopol wurden keine weiteren Besichtigungen zugelassen. Es fehlte auch an einem Dolmetscher. Ich fuhr von dort nach Charkow, jener Stadt in der ehemals reichen Ukraine, in der um jene Zeit die zweitgrößte Traktorenfabrik der Welt eröffnet werden sollte. Die Stadt machte einen trostlosen Eindruck, obwohl es äußerst geschäftig zuzugehen schien. Im Gegensatz zu Sewastopol wurde man oft angebettelt, besonders auch von Kindern. Es war schwierig, in Charkow Unterkunft in einem Hotel zu finden. Ein mir von der Meschrabpom (Internationale Arbeiterhilfe) gestellter Dolmetscher, ein

Jude, fand schließlich auch eine Unterkunft für uns in einem Hotel, aber es war unmöglich, bei dem Direktor des Hotels für mich zwei Bettlaken zu erhalten. Er war der Ansicht, daß ein Bettlaken auch den verwöhntesten Ansprüchen genügen müsse. Für sich selbst hatte der Dolmetscher, ein langjähriges Parteimitglied, aber zwei Bettlaken erobert. Überhaupt hatte dieser Patentkommunist Angewohnheiten, die mich aufs tiefste empörten, die ich aber damals noch für vereinzelt anzutreffende Verbrechen unwürdiger Parteimitglieder hielt. Er reiste mit zwei großen Koffern, die von den Arbeitern allgemein für Gepäck der „anspruchsvollen westeuropäischen Besucherin" gehalten wurden, eine Ansicht, die er offensichtlich förderte. In dem einen Koffer war seine Garderobe, die so umfangreich war, daß sie einen kommunistischen Arbeiter sicher in Erstaunen gesetzt hätte. Im anderen waren Lebensmittel, und zwar die erlesensten Leckerbissen, von deren Existenz die wenigsten Menschen in Sowjetrußland überhaupt noch eine Ahnung haben. Und er teilte diese Leckerbissen nicht etwa mit mir, der Genossin, die er betreuen sollte, sondern verzehrte sie ohne Schamgefühl zwischen den Mahlzeiten. Es gab also inmitten der Wüste der Lebensmittelknappheit und Kartenbelieferung auch hier das Manna für die „Auserwählten". Unser Essen im Hotel war gut, aber teuer. Es war das Essen für die Auslandsgäste. Dafür hatten wir allerdings auch „bürgerliche" Tafelmusik, von Musikern im Frack und weißer Weste gespielt, ein Kleidungsstück, das damals in der Sowjetunion noch sehr verachtet war und erst neuerdings als notwendiges Kleidungsstück des Kommunisten geliefert wird. Ich bemühte mich zuerst um die Besichtigung der Traktorenfabrik, die vor der offiziellen Eröffnung stand. Erst mußten wir die Genehmigung der Gewerkschaften einholen. Die Fabrik lag vor der Stadt. Der Weg zu ihr führte durch stellenweise knietiefen Schlamm, in dem das Auto natürlich stecken blieb. Straßen zum Betriebe sollten aber in nächster Zeit gebaut werden. Wie ich allerdings aus Photographien feststellen konnte, sieht es heute dort noch nicht wesentlich besser aus. In der näheren Umgebung der Fabrik stand eine Anzahl Arbeitersiedlungen, deren Bau aber unterbrochen worden war, weil das Material zum Weiterbau ausgeblieben war. Vielleicht, sagte man mir, sei es in Sibirien gelandet oder bei Leningrad. Als ich verständnislos fragte: „Inwiefern in Sibirien?", sagte man mir, dergleichen sei keine Seltenheit. Meist sei das „Sabotagearbeit der Konterrevolutionäre", und ehe man das Material auffinde, sei es oft schon verdorben. Andere gaben mir allerdings zu, daß es nicht unbedingt Sabotagearbeit sein müsse, denn der Bahnbetrieb sei noch sehr mangelhaft organisiert und das Eisenbahnnetz zu klein, um den Güterverkehr zu bewältigen, der durch den Fünfjahresplan notwendig geworden sei. Die Fabrik selbst war noch nicht eröffnet, die Arbeiterschaft aber war schon ungefähr vollzählig versammelt und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen der Eröffnung. Es gab dort auch mehrere ausländische, auch

deutsche Arbeiter, die als Spezialisten beschäftigt waren, und die sich vor allem über die Disziplinlosigkeit, Trägheit und Gleichgültigkeit der russischen Arbeiter beklagten. Sie wollten nicht gelten lassen, daß es wenigstens eine Generation dauere, bis aus bäuerlichen Menschen eine erstklassige Arbeiterschaft heranwachse, weil es ihnen unmöglich war, mit diesen Arbeitern ein harmonisches Arbeitstempo zu finden und dieser Zustand naturgemäß zu Reibereien führen mußte.

Ich wurde durch den ganzen großen Betrieb geführt, mußte mir alle Maschinen und Einrichtungen ansehen, die sich naturgemäß in keiner Weise von den Betrieben der kapitalistischen Länder unterschieden, wenn man abstreicht, daß eben Ordnung und Disziplin in diesen Ländern, besonders in Deutschland, eine viel größere ist. Diese Besichtigung dauerte drei Nachmittage. Ich suchte „den Sozialismus“, das, was im Betriebe und bei der Arbeitsweise das Leben des Arbeiters angenehmer gestalte als in den kapitalistischen Ländern. Dabei machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Die Begeisterung der russischen Arbeiter über den gewaltigen Betrieb und die großen, kunstvollen Maschinen war eine ungeheure. Ich war andauernd von einem Schwarm von Arbeitern umgeben, die von mir einen Ausdruck des Entzückens erwarteten, wenn wir wieder vor einer neuen Maschine ankamen, deren Mechanismus man mir erklärte, besonders, als wir vor dem Fließband angekommen waren. Mir machte die Begeisterung der Arbeiter große Freude. Ich dachte, es müsse doch ein Vergnügen sein, mit solchen Menschen den Sozialismus aufzubauen. Ich nahm an ihrer Freude deshalb lebhaften Anteil, begriff auch ihren Stolz, daß sie nun das Vergnügen haben sollten, in einem solchen Betrieb zu arbeiten. Immer aber hatte ich „den Sozialismus“ noch nicht gefunden, wenn ich die Industriewerke meines Vaterlandes nicht auch als sozialistische Betriebe, und zwar bessere, anerkennen sollte. Man forderte mich am dritten Tage, als man glaubte, mich nun von diesem Sozialismus überwältigt zu sehen, auf, inmitten der Arbeiter des Betriebes im Betriebe selbst eine Ansprache zu halten. Ich tat das, anerkannte, daß es gewiß eine Leistung sei, in Sowjetrußland, das so wenig gelernte Arbeiter habe, solch einen Betrieb aufzubauen, der auch meine Begeisterung wachgerufen habe. Wichtiger sei nun aber, daß man auch verstehe, mit den zum Teil doch nur angelernten Arbeitern diesen Betrieb in Gang zu halten und zu einem vorbildlichen Arbeitsbetrieb zu machen. Dazu gehöre in Sowjetrußland sicher nicht nur guter Wille und Bewunderung der Maschinen, sondern vor allem Disziplin und Lerneifer. Angelernte Arbeiter, die noch vor wenigen Jahren nur landwirtschaftliche Arbeit gekannt hätten, seien mit den gelernten und qualifizierten Arbeitern Westeuropas in keiner Weise zu vergleichen. Vor allem aber müsse ich ihnen sagen, was ich gesehen habe, sei ja bewundernswert, aber es sei nicht „der Sozialismus“. Das alles

hätten wir in Deutschland und auch in den übrigen westeuropäischen Ländern und überall dort, wo der Kapitalismus Betriebe errichtet habe, schon längst. Mir sei das deshalb nichts Neues gewesen, ich müsse sogar sagen, daß die Betriebe, die ich aus Deutschland kenne, zum Teil einen freundlicheren Eindruck erweckten als ihre Fabrik, der man die Disziplinlosigkeit der Arbeiter noch zu sehr anmerke.

Ich hatte deutsch gesprochen, da ich die russische Sprache nicht beherrschte. Man war begierig auf die Übersetzung, und der mich begleitende Dolmetscher begann. An einigen international gebräuchlichen politischen Ausdrücken merkte ich, daß er sich nicht an meine Ausführungen hielt, und unterbrach ihn. Er bestritt, aber ein Wolgadeutscher bestätigte, daß ich recht habe, und der Dolmetscher lenkte für ein paar Sätze ein. Dann aber wich er wieder ab und ließ sich auch nicht mehr unterbrechen. Die Arbeiterschaft applaudierte zum Teil heftig, aber an verschiedenen Ecken hatte es sich schon herumgesprochen, daß er eine ganz andere Rede gehalten habe, und die Arbeiter umdrängten mich, um mir das zu sagen. Er behauptete, zwar nicht wörtlich, aber doch den Sinn meiner Rede übersetzt zu haben. Dann wurden wir plötzlich abgerufen, „weil das Auto warte". Ich weigerte mich und wollte den Bildungsleiter sehen, der einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Es gelang mir, und ich erklärte ihm, daß ich den Funktionären in der Fabrik eine Mitteilung zu machen wünsche. Er versammelte die Funktionäre, bestellte auf mein Ersuchen einen anderen Dolmetscher, und ich erklärte dann nochmals, daß ich gekommen sei, den Sozialismus zu suchen, ihn aber bis jetzt nicht gefunden habe. Alles das, was sie mir bis jetzt gezeigt hätten, sei mir gar nichts Neues, denn das hätten wir längst in noch vollkommenerer Ausgestaltung in Deutschland. Maschinen und Fabrikbetrieb seien an sich noch kein Sozialismus, andernfalls brauchten wir in Deutschland und auch in anderen Ländern nicht mehr für seine Verwirklichung zu kämpfen.

Erst konnte man das gar nicht fassen. Der Bildungsleiter, ein intelligenter Bursche, mußte das Gehörte ungefähr fünfmal wiederholen, bis man begriff. Die Enttäuschung dieser Menschen darüber, daß die Maschinen nicht der Sozialismus seien, und daß wir das alles in kapitalistischen Ländern längst und noch vollkommener besäßen, war so groß, daß ich selbst ganz bedrückt wurde. Ihr schöner Traum vom bewundernswerten Sozialismus, den nur der Bolschewismus aufzubauen fähig sei, war plötzlich verflogen. Was aber sollte nun kommen? Zornige, bewegte, enttäuschte, verzweifelte Fragen wechselten miteinander ab. Schließlich fragte mich der Bildungsleiter, was denn nun der Sozialismus sei, und was ich eigentlich sehen wolle. Man atmete erleichtert auf, als man feststellte, daß ich soziale Einrichtungen sehen wolle, die

man angesichts der großen, wunderbaren Maschinen für unwichtig gehalten hatte, und forderte mich auf, am nächsten Tage nochmals wiederzukommen.

Kaum war ich im Hotel angekommen, als auch schon eine Arbeiterdelegation von drei Mann erschien und mir in Gegenwart des Dolmetschers sagte, daß sie gehört hätten, die Rede sei gar nicht übersetzt worden. Sie bäten mich deshalb, ihnen die Rede niederzuschreiben. Sie ließen sie von ihrem Wolgadeutschen übersetzen und in die Fabrikzeitung einrücken. Ich tat das sehr gerne. Ob sie allerdings dort erscheinen durfte, konnte ich nicht mehr feststellen.

Anderntags wurde ich dann mit den sozialen Einrichtungen dieses offensichtlich zu Propagandazwecken ausgenützten Betriebes bekannt gemacht. Es gab Bäder, aber nur wenige und nicht betriebsfertige. Wie mir später Arbeiter erzählten, wurden sie auch n i e betriebsfertig oder waren es nur kurze Zeit. Es gab auch einen Sanitätsraum für im Betrieb Verletzte. Er erschien mir zwar angesichts des großen Betriebes etwas klein, sollte aber noch durch andere einzurichtende Räume ersetzt werden, die nie eröffnet wurden. Dafür gab es aber mehrere sogenannte Leninecken, die als Lesezimmer eingerichtet waren und der ideologischen Beeinflussung der Arbeiter dienten, soweit sie keine Analphabeten waren. Ein gemeinsamer Eßraum sah die Belegschaft abwechselnd beim Mittagessen, wovon ich auch zu kosten wünschte. Die Suppe war gut, das Fleisch miserabel zubereitet. Für die Ausländer gab es gesonderte Speiseräume, die von den Frauen der ausländischen Arbeiter, die auch das Essen zubereiteten, saubergehalten wurden. Damals wurden die ausländischen Spezialarbeiter noch sehr bevorzugt behandelt, ganz besonders die Amerikaner. Inzwischen hat das längst aufgehört.

In der Umgebung standen viele halbfertige Arbeiterwohnungen, die infolge Materialmangels nicht fertiggestellt werden konnten. Der geduldige russische Arbeiter wartete, wie ich aus Bildern feststellen konnte, 1933 noch auf die Fertigstellung eines Teiles dieser Baulichkeiten.

Ich versuchte auch, die Löhne der verschiedensten Arbeiter festzustellen, nachdem mir ein deutscher Arbeiter, sich bitter beklagend, erzählt hatte, daß er a l s F a c h a r b e i t e r hier unmöglich sich und seine Familie ernähren könne. Sie könnten sich nicht einmal sattessen, geschweige ihre Garderobe ergänzen. Es gehe d e n A r b e i t s l o s e n i n D e u t s c h l a n d b e s s e r a l s i h m, meinte er, und er habe seinen Arbeitsplatz verlassen, weil man ihm goldene Berge versprochen habe. Jetzt antworte man auf alle Beschwerden, er müsse Opfer für den Aufbau des Sozialismus bringen. Ich war bestürzt und gab entrüstet seine Klage weiter. Man sagte mir aber, daß das nur ein „vorübergehender Zustand“ sei. Der Mann sei zwar Jahrzehnte gewerkschaftlich organisiert

gewesen, aber leider müsse man feststellen, daß diese Leute die „typischsten Kleinbürger" seien. Ich suchte seinen Arbeitsplatz wieder auf, um ihn zu beruhigen, fand den Arbeiter aber nicht mehr vor.

Da mein Dolmetscher die übrige Zeit benützte, in Kurorten geschlossene Bekanntschaften zu erneuern, durchstreifte ich allein die Stadt und versuchte ein Café aufzutreiben. Es gab zwar einige schmutzige Kellerlokale, in denen eine braune Brühe verabreicht wurde, die aber mit Kaffee nicht das geringste zu tun hatte.

Ich wurde dann noch in die stattlichen Verwaltungsgebäude der Bürokratie geführt, sah die Kulturparks, in Bau befindliche Unternehmen usw. Betriebe selbst durfte ich in Charkow nicht mehr besichtigen. Wahrscheinlich wünschte man nicht, daß ich noch mehr Illusionen über den vermeintlichen Sozialismus zerstöre. Damals führte ich allerdings diese Tatsache auf einen Sabotageakt meines Dolmetschers zurück.

Dnjeprostroi

Von Charkow fuhr ich dann zurück nach Dnjeprostroi, jenem großen Wasserkraftwerk, mit dem der Bolschewismus so viel Reklame machte. Erst wenn man auch die andere Seite der Sowjetunion gesehen hat, weiß man, daß es sich bei dieser Leistung um das größte „Potemkinsche Dorf" handelt, das Stalin zu Propagandazwecken errichten ließ. Charakteristischerweise liegt es ja auch an jenem Dnjepr, an den seinerzeit Potemkin das Vieh der Bauern treiben ließ, nachdem er blühende Scheindörfer an den Ufern des Flusses hatte errichten lassen, damit die Große Katharina bei ihrer Besichtigungsfahrt von dem „Wohlstande" ihrer Untertanen überzeugt werde. Und gerade dort, wo Stalin die drei größten Turbinen der Welt errichten ließ, lag jene kleine Insel, auf der bei dieser Fahrt die Kaiserin mit ihrem Hofstaat übernachtete.

Weil mein Begleiter nicht den Mut hatte, mit mir über die Notbrücke zu gehen, die den Dnjepr überquerte, konnte ich ohne „Aufsicht" in den Turbinen herumklettern und mich mit einem amerikanischen Ingenieur unterhalten. Ich war erstaunt, ihn nicht begeistert zu finden, ein solches Werk bauen helfen zu dürfen, aber er erklärte mir, es mache ernsten Menschen keine Freude, eine nutzlose Arbeit zu leisten, wenn sie auch noch so gut bezahlt werde.

„Inwiefern nutzlos?" fragte ich.

„Weil es keine Möglichkeit gibt, die Energien zu verwenden, die hier erzeugt werden, und keine Menschen, die es verstehen, das Werk hochzuhalten, wenn es fertig ist."

Um den amerikanischen Ingenieuren das Leben erträglich zu machen, hatte man ihnen in einer eigenen Kolonie Häuser im amerikanischen Stil mit dem

üblichen Komfort, umgeben von Gärten und Sportanlagen, errichtet, auf die man außerordentlich stolz war.

Zum Aufbau des Propagandawerkes hatte man Elitearbeiterschaft zusammengezogen. Auch hier war die Begeisterung der Arbeiter darüber, daß sie das „größte Kraftwerk der Welt“ bauen sollten, außerordentlich groß. So etwas konnte nur der Bolschewismus, war ihre Ansicht. Da sie von europäischen Verhältnissen keine Ahnung und im eigenen Lande kaum jemals mittlere Industriebetriebe gesehen hatten, war es für die Bolschewisten ein leichtes, die Arbeiter auf diese Weise mit Stolz und Befriedigung zu erfüllen. Sie fühlten sich als Träger einer großen geschichtlichen Epoche und waren fest davon überzeugt, daß es nur mehr wenige Jahre dauere, bis sie die übrige Welt „nicht nur eingeholt, sondern überholt hätten“, wie die damals ausgegebene Parole überall lautete.

Saporoshje

Anschließend besichtigte ich eine Maschinenbaufabrik in Saporoshje. Es handelt sich um Maschinen, mit denen das Getreide geerntet und gleichzeitig gedroschen wird. Der Direktor der Fabrik war lange Jahre in Amerika in einer solchen Fabrik beschäftigt gewesen, sprach fließend englisch und zeigte mir mit Stolz diesen Betrieb, in dem nur „Stoßbrigadler“ arbeiteten, wie er mir sagte. Unstreitig hatte er versucht, seinen Betrieb den amerikanischen Betrieben anzugleichen. Seine Arbeiter, Männer und Frauen, trugen sogar bei der Arbeit die in Amerika übliche Schutzkleidung über ihrer Alltagskleidung, während sonst die Arbeitskleidung meist einen abgerissenen, unsauberen Eindruck machte. Der Betrieb war sauber.

Der Direktor war Inhaber des Leninordens. Ich fragte ihn, welcher Tat er den Leninorden verdanke. Dabei stellte es sich heraus, daß man ihm denselben dafür verliehen habe, daß er das amerikanische Modell dieser Maschine geschickt kopiert hatte und in dieser Fabrik nun selbst baute. Über das Patentrecht lacht man bekanntlich nur.

In Rostow

Von Dnjeprostroi fuhr ich nach Rostow am Don. Der Zug hatte ausnahmsweise nur eine Stunde Verspätung. Der Bahnhof lag wie überall voll von Arbeitern und Bauern, die schon tagelang geduldig auf eine Karte warteten, um ihre Reise antreten zu können. Es gelang auch diesmal nur einigen Glücklichen, mit uns den Zug zu besteigen.

Rostow ist eine schöne Stadt, in reicher Umgebung gelegen. Es war September, die Zeit nach der Ernte. Man hungerte nicht direkt, wenn wie überall

das Leben auch sehr arm und die im freien Handel erstandenen Lebensmittel und andere Dinge, soweit sie vorhanden waren, für die Bevölkerung unerschwinglich teuer waren. Trotzdem machte Rostow lange nicht den trostlosen Eindruck wie Charkow. Schöne Menschen, Kaukasier, vor allem schöne Frauen, die ihre armselige Garderobe mit Geschmack zu tragen verstanden, promenierten gegen Abend auf den Trottoirs der breiten Straßen und im Stadtpark. Man konnte sogar ein Stück richtiger Toilettenseife erstehen, eine uns noch aus dem Weltkrieg vorstellbare Wohltat, die die russische Bevölkerung nun schon 19 Jahre lang entbehrt.

Das Hotel, in dem ich Wohnung nahm, war das beste der Stadt und beherbergte einige Spezialisten und die ausländischen Besucher. Mein Zimmer war für sowjetrussische Verhältnisse geradezu fürstlich eingerichtet und sehr groß.

Rostow hat „die größte Maschinenbaufabrik der Welt". Ich wollte sie sehen. Man hatte mir erzählt, daß es sehr schwer sei, für diese Fabrik die erforderliche Zahl der Arbeiter aufzutreiben. Deshalb wurden die Dorfgemeinden gezwungen, eine bestimmte Anzahl Arbeiter zu stellen. Andernfalls wurden sie mit landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten nicht beliefert. Es interessierte mich sehr, festzustellen, wie sich diese Landleute, die überhaupt noch kaum in Berührung mit fortgeschrittener Technik gekommen waren, benehmen würden, wenn sie plötzlich in einen solchen Betrieb hineingestellt wurden, ein Experiment, daß mir nicht nur waghalsig, sondern einfach unsinnig erschien.

Die Wirkung war so, wie ich das erwartet hatte: katastrophal. Nur mit Mühe gelang es mir, Eintritt in diesen Betrieb zu bekommen. Er hatte mit dem Paradebetrieb in Saporoshje nichts gemein, obwohl er auch wegen seiner „imponierenden" Größe zu den Paradebetrieben zählte, aber mehr für die bürgerlichen Auslandsbesucher, die die Arbeitsverhältnisse nicht so kritisch zu beobachten gewöhnt sind.

Das erste, was auffiel, war der fürchterliche Schmutz und die unglaubliche Unordnung, die diesen Betrieb auszeichnete. Die Arbeiter nahmen sich Zeit. Man sah, daß die meisten von ihnen industrielle Arbeiten nicht kannten, nicht verstanden und nicht verstehen lernen wollten. Mit bösen Augen betrachteten sie uns und jeden, der sie zur Arbeit ermuntern oder ihnen einen Auftrag erteilen wollte. Es fiel ihnen nicht ein, irgend etwas aus dem Wege zu räumen, was versehentlich oder absichtlich zur Erde geworfen worden war. Dazu waren viele Neuangekommene sichtlich voller Furcht in dem Lärm und angesichts der Bewegungen der Maschinen. Ich sah persönlich, wie ein Mann Reißaus nahm und von draußen entsetzt zurückschaute, als er durch die Luft einen elektrisch getriebenen Kolben auf sich zukommen sah. Es mußte für diese Bauernsöhne eine unerhörte Qual sein, zur Arbeit in diesem Betriebe gezwungen zu werden.

Dazu kam die Pein der „moralischen Erziehung“. Da die meisten von ihnen das Lesen nicht verstanden, gab es dort nicht nur die bekannten Wandzeitungen. Die Gänge waren überspannt mit Bindfaden, an denen die derbsten Spottbilder baumelten. Herabreißen wurde als Sabotage gewertet und schwer bestraft. Die Stimmung war auch für die gelernten und angelernten Arbeiter eine drückende. Die Bauernsöhne mußten den gelernten und angelernten Arbeiter als Antreiber empfinden. Der gelernte Arbeiter kam wiederum mit seiner Arbeit nicht vorwärts, weil sich die Ungeschicklichkeit der Bauernsöhne wie Sabotage auswirken mußte. Das Ganze mutete an wie ein wahnwitziges Unternehmen. Kameradschaft war in diesem Betriebe ganz undenkbar.

Mich interessierten besonders auch die Speiseräume, weil sie in solchen Fällen als Gradmeser des Kulturniveaus zu bewerten sind. Es gab keine künstlichen Palmen und keine wachsledernen Tischtücher, sondern nur handfestes Geschirr und besudelte Tische mit johlenden und streitenden Menschen. Ein Arbeiter, den wir fragten, weshalb keine Tischtücher und Pflanzen anzutreffen seien, antwortete, weil sie sofort als Wurfgeschosse gebraucht werden würden.

Ich hatte mir in Rostow eine Dolmetscherin gemietet, weil ich keine Lust mehr hatte, meine Fragen und Reden von dem zugeteilten Dolmetscher falsch übersetzen zu lassen. Es war die Tochter „Ehemaliger“, sehr zuvorkommend, aber sehr ängstlich und noch „vorsichtiger“ als der Kommunist.

Arbeiterklubs, Brotfabrik und Bad

In den Arbeiterklubs in Rostow gab es Unterhaltung aller Art, vor allem aber Propaganda. Man wundert sich nur, daß es möglich ist, Menschen andauernd und überall mit so viel Propaganda zu füttern, wie das in der Sowjetunion der Fall ist. Die Klubs waren gut eingerichtet, aber, gemessen an der Zahl der Industriearbeiterschaft, boten sie nur vereinzelten Arbeitern einen Ersatz für das gemütliche Heim, auf das die Arbeiterschaft bei der uns hier unvorstellbaren Wohnungsnot zu verzichten gezwungen ist.

Das Rostower Brot war das beste in der Sowjetunion, wie man mir sagte, und es schien auch so. Ich war in einer großen Brotfabrik, in der es sauber und diszipliniert zuging. Aber die Löhne waren auch hier gering, es reichte knapp für die Kartenbelieferung. In den Schaufenstern fand ich all den „bürgerlichen Kitsch“, von dem die Kommunisten Westeuropas behaupten, die Kapitalisten stellten ihn nur her, um die Massen auszubeuten, die sich echte Kunstgegenstände von ihrem Einkommen nicht kaufen könnten. Ich fragte erstaunt, weshalb man in der Sowjetunion solchen Kitsch herstelle, der noch viel geschmackloser sei als der anderer Staaten. Man erklärte mir, das wachsende

„Kulturbedürfnis“ der Massen verlange einigen Schmuck für die Wohnung, und da man noch nicht reich genug sei, ihnen echte Kunst zu liefern, fertige man einstweilen diesen Kitsch an. Als ich darauf hinwies, daß es in kapitalistischen Ländern nicht anders sei, bekam ich beinahe einen großen Streit. Jedenfalls ärgerte ich mich über die Herstellung dieses Kitsches in einem Lande mit Planwirtschaft, das dieselbe Herstellung in Ländern mit Privatwirtschaft verurteilt.

In Rostow besuchte ich auch das städtische Bad. Es war, wie überall in Sowjetrußland, ein Dampfbad und sehr besucht. Infolgedessen waren die Handtücher ausgegangen, als ich hinkam. Das hinderte mich allerdings nicht, ein Bad zu nehmen, das sehr erfrischend gewesen wäre, wenn man bei dem starken Besuch öfters an Lüftung gedacht hätte. So war ich froh, rasch wieder das Freie zu erreichen.

Nach Moskau

Nachdem ich mich mehrere Tage in Rostow aufgehalten hatte, fuhr ich mit einem Zweiter-Klasse-Zug, der fast nur von Funktionären besetzt war, nach Moskau zurück. Der Zug kam mit halbtägiger Verspätung in Moskau an. Ich teilte das Coupé mit der Frau eines Funktionärs, deren reiche Gebärdensprache eine lustige Unterhaltung ermöglichte, obwohl ich nur wenige Worte Russisch verstand. Ihr hatten es vor allem die vornehmen Sitten Lunatscharskis angetan, der beweise, daß man klug und doch galant sein könne. Der Mensch wolle auch Freude und Schönheit, sagte sie, und Frauen liebten Kleider aus Paris und Berlin, und nicht Säcke. Sie versuchte, mir noch ein Paar Seidenstrümpfe abzubetteln, aber man hatte mich schon in der Krim so geplündert, daß ich froh war, wenn ich noch einigermaßen gekleidet die Grenze erreichen konnte.

Moskau

In Moskau sollte ich von Bekannten abgeholt werden, weil ich mich nicht auskannte und mir diese Bekannten ohnedies ein Hotelzimmer gemietet hatten, ich aber nicht wußte, wo. Als ich ankam, war niemand zu sehen. Dafür bestürmten mich aber im Augenblick 15—20 Besprisornijs — verwahrloste Kinder —, die in mir gleich die Ausländerin erkannten, die sie zu bestehlen gedachten. Sie wollten sich unbedingt meines Gepäcks bemächtigen, um es mir zu „tragen", und waren dabei so zudringlich, daß ich mich ihrer kaum erwehren konnte. Ich mußte mich bald um mein Gepäck schlagen, ohne daß auch nur einer der herumstehenden Erwachsenen mir Hilfe gegen die jungen Verbrecher angeboten hätte. Man lachte nur, wenn ich mich bittend an jemanden wandte. Ich hatte den Eindruck, daß diese Leute sich sagten, den Ausländern gehe es doch so viel besser als diesen armen Kindern, so daß es nicht viel ausmache, wenn sie ihr Gepäck einmal einbüßen würden. Vielleicht wünschten sie auch, daß man darüber im Ausland berichte. Nach einer etwa 10 Minuten langen Rauferei kam eine Deutsche vorbei, die mich fragte, weshalb ich keine Droschke nehme und wegfahre, ich werde andernfalls bald mein ganzes Gepäck los sein. Da ich erklärte, auf Bekannte warten zu müssen, versuchte sie in Russisch die Besprisornijs zu vertreiben. Sie stellten sich daraufhin abwartend in die Nähe, um gleich wieder über mich herzufallen, als die Frau außer Sicht war. Da das Publikum lediglich lachte, dachte ich schon daran, das Gepäck aufzugeben, als endlich ein Bekannter auf der Bildfläche erschien und mich erlöste.

Es war die Zeit, in der der Film „Der Weg ins Leben“ neu erschienen und die liebe- und verständnisvolle Rückführung der Besprisornijs ins Leben Modesache in Moskau war, die als Parteiparole ebenso eifrig verteidigt wurde wie jetzt die Todesstrafe für das Vagabundieren jugendlicher Verbrecher. Aber auch ohne diesen Film berücksichtigte die russische Bevölkerung vielleicht das traurige Schicksal dieser Kinder, deren Eltern meist durch den Bürgerkrieg oder durch eine Hungersnot umgekommen waren und denen nichts anderes übriggeblieben war, denn als Vagabunden bettelnd und stehlend durch Rußland zu ziehen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. In diesem zarten Alter entwickelt sich bei ihnen naturgemäß eine eigene Moralgesetzgebung, der sie in späteren Jahren kaum mehr zu entreißen sind. Als infolge der schrecklichen Hungersnot 1933 die Zahl der vagabundierenden Kinder in katastrophaler Weise zunahm, beschloß Stalin, der „gütige und weise Führer aller Werktätigen“, um mit dem schwülstigen Dimitroff zu reden, die Parole vom „Weg ins Leben“ mit der vom „Weg ins Nichts“ zu vertauschen, und man braucht nicht daran zu zweifeln, daß sie mit mehr Erfolg in die Praxis umgesetzt wurde als die erste.

Das Gesetz lautet:

(Übersetzung aus dem Russischen.)

Über die Maßnahmen gegen das Verbrechertum unter den Minderjährigen.

Ein Beschluß des ZEK und des Rates der Volkskommissare der UdSSR vom 7. April 1935.

„Zum Zwecke der schnellsten Beseitigung des Verbrechertums unter den Minderjährigen beschließt das Zentral-Exekutivkomitee und der Rat der Volkskommissare der UdSSR:

1. Minderjährige vom 12. Lebensjahr an, die des Diebstahls, der Gewalttaten, körperlichen Verletzungen, Verstümmelungen, des Totschlags oder des Mordversuchs beschuldigt werden, sind dem Kriminalgericht, unter Anwendung sämtlicher Kriminalstrafen, vorzuführen.

2. Personen, die des Aufhetzens oder des Heranlockens von Minderjährigen zur Beteiligung an verschiedenen Verbrechen sowie der Nötigung von Minderjährigen zur Spekulation, Bettelei usw. beschuldigt werden, sind mit Gefängnisstrafen nicht unter fünf Jahren zu belegen.

3. Paragraph 8 der „Grundlagen des Strafgesetzbuches der UdSSR und der Bundesrepubliken“ ist aufzuheben.

4. Die Regierungen der Bundesrepubliken haben entsprechende Änderungen in ihren Strafgesetzbüchern vorzunehmen.

Vorsitzender des ZEK der UdSSR
M. Kalinin.

Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der UdSSR
W. Molotow.

Sekretär des ZEK der UdSSR
I. Akulow.

Aus den Reihen der Besprisornijs ist übrigens eine Anzahl vorzüglicher GPU.-Leute hervorgegangen, und die GPU. selbst unterhält auch mehrere Heime, in denen sie versucht, durch „erzieherische Beeinflussung" den jugendlichen Vagabunden die Rückkehr ins Leben oder besserenfalls die Laufbahn eines gerissenen GPU.-Agenten zu ermöglichen. Zu dieser Karriere brachten manche dieser armen Kinder infolge ihrer frühzeitigen „Praxis" alle Voraussetzungen mit, und diese unter sentimentaler Flagge segelnden Erziehungsanstalten der GPU. sind praktisch auch nichts anderes als eine Auffangstation für Elemente, die man aus besonderen Gründen für bestimmte Dienste in der GPU. geeignet hält.

Ähnlich ist es mit jenen berühmten und viel besuchten Strafanstalten für kriminelle Verbrecher in der Nähe Moskaus, die unter der Leitung der GPU. stehen. Die zur Freiheitsstrafe Verurteilten werden dort, wie auch ich feststellen konnte, ganz kameradschaftlich behandelt, können sich frei bewegen, dürfen in ihrem Berufe arbeiten oder werden gar in einem Beruf ausgebildet, genießen Schulunterricht, haben ihre selbstgeschriebene Zeitung, ihre eigene Verwaltung und führen im Vergleich zu den meisten Arbeitern und Bauern Rußlands ein vorzügliches Leben, ganz abgesehen von den „Ehemaligen" und den politischen Gefangenen, die unter der Leitung der GPU. alle Qualen der Hölle kennenlernen und gerne jede gewünschte Aussage machen, nur um diesen Quälereien zu entgehen, auch wenn sie ihre Erlösung nur mit dem Tode erkaufen können, wie das die Stalinschen „Hexenprozesse" gegen die „Trotzkisten" beweisen. Man versteht, daß von diesen Menschen, die lediglich aus Machtinteressen andere Menschen so teuflisch quälen, kriminelle Verbrecher als Kameraden behandelt werden, und daß sie aus ihren Reihen den geeigneten Nachwuchs aussuchen, wozu die Beobachtung in einer solchen Anstalt die beste Gelegenheit bietet. Was bürgerliche Pazifisten und Weltverbesserer dort als „humane" und „moderne" Gesetzgebung bewundern, ist weiter nichts als ein in die Praxis umgesetztes Prinzip der „Auslese". Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Mehrzahl der Verurteilten nicht für „würdig"

befunden wird, auf der Hochschule der GPU. einer weiteren geeigneten Ausbildung entgegenzusehen, weil nur ein unglücklicher Zufall sie straucheln ließ und ihnen die „notwendigen Voraussetzungen" fehlen, die zum Berufe eines Menschenjägers, Folterknechtes und Henkers unbedingt erforderlich sind.

Nicht geheizt

In Moskau war es bei meiner Ankunft schon sehr kalt. Trotzdem wurde noch nicht geheizt. Der Aufenthalt im Hotelzimmer war deshalb unerträglich. Da ich im Bett so fror, daß an Schlafen nicht zu denken war, bekam ich auf meine Beschwerde ein Zimmer mit zwei Betten und durfte des Nachts ausnahmsweise die Decken beider Betten benutzen. Im Hotel wohnten viele amerikanische Arbeiter, zum Teil russischer Herkunft, die die Arbeitslosigkeit aus Amerika vertrieben hatte, und die auf Grund der Berichte aus der Sowjetunion als Intouristreisende nach Moskau gekommen waren, um dann dort passende Arbeit zu suchen. Die Leute hatten alle noch größere und kleinere Ersparnisse und bemühten sich eifrig, Arbeit zu finden, ehe sie alles verzehrt hätten, denn das Leben im Hotel war sündhaft teuer. Solange diese Menschen aber nicht beschäftigt waren, mußten sie alles im freien Handel kaufen. Manche von ihnen versuchten, bei russischen Arbeitern unterzukommen, um wenigstens die Hotelmiete zu sparen. Aber in Moskau war die Wohnungsnot so groß, daß sie dann schon bereit sein mußten, mit anderen Arbeiterfamilien ein Zimmer zu teilen. Was das für die an viel höhere Kulturansprüche gewöhnten amerikanischen Arbeiter, besonders für die Frauen, bedeutete, läßt sich kaum ermessen. Trotzdem zogen mehrere Familien aus, weil ihre Angst, eines Tages vor dem Nichts zu stehen, sie jedes Opfer bringen ließ. Es handelte sich dabei um Spezialarbeiter, die man in der Sowjetunion so nötig brauchte. Ich hielt deshalb dieses Vertrösten und Hinausschieben ihrer Arbeitsregelung für sturen Bürokratismus. Erst später wurde mir klar, daß es sich dabei um eine ganz raffinierte Methode handelte, diesen Menschen erst ihre ganzen Devisen abzujagen, ehe man an die Regelung ihrer Angelegenheiten dachte, ungerührt durch die Verzweiflung derer, die ihr Schicksal dem „Vaterland aller Werktätigen" anvertraut hatten.

Das Moskauer Brot war sehr schlecht, und bald hatten alle Ausländer, die dieses Hotel bewohnten, die berüchtigte Magenerkrankung. Die Amerikaner schimpften tüchtig über das Essen, das sie so teuer bezahlen mußten und doch meist nicht essen konnten. Aber die Kellner waren sehr arrogant. Sie wußten genau, daß diesen Leuten eines Tages die Devisen ausgehen würden, und daß sie dann unter der „Diktatur des Proletariats" ebenso bescheiden werden würden,

wie es die russischen Arbeiter und Bauern schon längst waren. Abgesehen davon sind ein Teil der Hotelangestellten stets Agenten der GPU., die nicht versäumen, ihre Behörde über die wirkliche oder vermeintliche Gesinnung der Hotelbewohner und Gäste zu unterrichten.

Trotzdem können sie es nicht verhindern, daß man im Hotel jedesmal bestohlen wird. Es besteht deshalb allgemein die Ansicht, daß sich die GPU. an dieser „Sozialisierung des Privateigentums" der Gäste prozentual beteiligt. Damals war ich allerdings viel zu gut bewacht, um eine solche Bemerkung zu hören.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft war „zufällig" mein Bekannter aus der Krim ebenfalls wieder nach Moskau gekommen und hatte dabei ebenso zufällig meine Hoteladresse erfahren. Er erbot sich, mir alles Sehenswerte in Moskau zu zeigen, besonders jene Einrichtungen, die die europäischen Arbeiter vor allem interessieren würden. Da ich seiner aufdringlichen Methode allzusehr mißtraute, hängte ich ihn kurzerhand ab. Ich glaubte damals zwar an den ehrlichen Willen der bolschewistischen Machthaber, den Sozialismus zu verwirklichen und alles zu tun, was die Lage der Arbeiter und Bauern erleichtern könne, war auch bereit, mit allen Schwierigkeiten zu rechnen, die ein so rückständiges Land wie Rußland einem sozialistischen Aufbau entgegenstellte, aber ich wollte mich nicht gängeln lassen und mir ein objektives Urteil über die Verhältnisse bilden.

Das war leichter beabsichtigt als durchgeführt. Ohne zugelassene Begleitung, die mir die Türen öffnete, war es mir ganz unmöglich, außer in einem Freihandelsgeschäft und in den für Ausländer geöffneten sogenannten Hotelbars, Eintritt zu erhalten.

In den Freihandelsgeschäften suchte ich nach Erzeugnissen echt russischer Kultur, ihren schönen Schnitz- und Malarbeiten, ihren charakteristischen Puppen und Handwebereien, ihren farbenfreudigen Stickereien und dergleichen mehr. Es gab zwar noch etwas für die Ausländer, denen man damit Devisen abjagen wollte, aber zum Teil handelte es sich dabei schon um industrielle Nachahmungen. Die Preise waren in Sowjetrubeln so hoch, daß sie für jeden einheimischen Arbeiter und Bauern unerschwinglich waren.

Im Torgsin, wo man nur mit Devisen und Schmucksachen kaufen konnte, war vieles billig zu haben. Abgesehen davon, daß man auf diese Weise in den Besitz der erwünschten Devisen zu kommen hofft, hat diese Methode auch noch einen anderen Zweck. Ich zeigte einem russischen (nicht jüdischen!) Bolschewisten so erstandene Erzeugnisse russischer Heimkunst, die mich sehr begeisterten, und hielt ihm dabei eine kleine Vorlesung über die künstlerische Veranlagung, die im russischen Volke schlummere und so stark und charakteristisch wirke. Ich hatte vermutet, ihn als Russen damit anzuregen, mir mehr über diese

Dinge zu erzählen und von ihm zu hören, wie man diese Kunst zu fördern gedenke, damit der Geschmack des Volkes durch die Industrialisierung nicht verbildet werde.

Wie erstaunt war ich aber, als er, der außer seiner politischen Schulung eine vorzügliche literarische Allgemeinbildung besaß, mir mit fanatischem Eifer klarmachen wollte, das seien nicht die charakteristischen Erzeugnisse des „neuen Rußland", und ich dürfe sie nicht als solche mit in die Heimat nehmen. Auf meine erstaunte Frage, welche Kunsterzeugnisse er denn als spezifisch russische bezeichnen wolle, wies er auf die kitschigen Industrieerzeugnisse hin, die doch viel praktischer und schöner seien als dieser alte Plunder. Dieser politische Fanatismus, der die russische Volksseele und Eigenart leugnen wollte, erschien mir aus dem Übereifer und der überall angetroffenen Anbetung der Maschine geboren. Aber des Pudels Kern lag anderswo. Man muß die russische Volksseele, ihre Eigenart, ihre künstlerische Auswirkung töten, wenn der internationale Bolschewismus endgültig triumphieren soll!

Da ich keine Eßware zu kaufen brauchte und Eßwaren im freien Handel nicht angeboten bekam, überall beinahe unsichtbar aufmerksam bedient wurde und meine Wünsche, soweit sie mein persönliches Wohl betrafen, unauffällig erfüllt wurden, hatte ich keine Gelegenheit, jene Not und Klassenunterschiede kennenzulernen, die mich 1933 entsetzten, insbesondere war der Hunger auch nicht so groß und deshalb nicht so in die Augen springend, wie zwei Jahre später. Es fiel mir auch nicht weiter auf, daß die kommunistischen Bonzen mir ihr splendides Leben im Hotel Lux verheimlichten und ich nicht ein einziges Mal dort essen durfte, obwohl ich als kommunistische Abgeordnete doch auch ein Anrecht auf die Funktionärkarte gehabt hätte, die ihren Inhabern so viele Vorzüge gewährte, von denen ich einzig aus dem Grunde nichts wissen durfte, weil ich damals ehrlich glaubte, daß der Bolschewismus Klassenunterschiede beseitige und nicht neue schaffe. So arbeitet die bolschewistische „Führung". Wem es ehrlich um das Wohl der arbeitenden Menschen und nicht nur um die Eroberung und skrupellose Haltung der Macht geht, der wird mit ihrer Genehmigung nie Gelegenheit haben, hinter die Kulissen zu schauen, deren Fundament er mit seiner ehrlichen Begeisterung vor der Arbeiterschaft stützt.

Die Kleidung der Arbeiterschaft machte im allgemeinen einen tristen Eindruck, war vielfach zerlumpt, und man fragte sich des öfteren, ob denn die russischen Frauen nicht gelernt hätten, Kleider zu flicken und zu waschen. Selbst in die Arbeiterklubs kamen die Arbeiter mit solch abgerissener Garderobe, während man allerdings im Theater ordentlich gekleidet erschien. Auf einen Hinweis meinerseits, daß doch auch alte Garderobe sauber sein könne

und geflickt werden müsse, damit man nicht einen zerlumpten Eindruck mache, lächelte man und sprach von kleinbürgerlichen Eierschalen. Jetzt sei der Fünfjahresplan das Wichtigste. Wenn er erreicht sei, könne man sich schön und sauber kleiden. Dann komme ein Fünfjahresplan, der der Bevölkerung die notwendige Klein- und Fertigindustrie liefere. Man konnte mit dieser Erklärung zufrieden sein, wenn sie der Wahrheit entsprochen hätte, aber 1933 fand ich die Arbeiterschaft nicht besser gekleidet, dafür aber sah ich Tausende zerlumpter Bauern in einem so trostlosen Zustande, wie ich nirgendwo in der Welt je Menschen gesehen hatte.

Unter anderem besuchte ich 1931 in Moskau auch das Naturkundemuseum. Es war verhältnismäßig primitiv eingerichtet. Mit besonderem Stolz zeigte man uns ausgestopfte Affen und eine Tafel, an der der „wissenschaftliche“ Nachweis geführt wurde, daß der Mensch vom Affen abstamme! Ich fragte erstaunt: „Der wissenschaftliche Nachweis?“ Darauf mußte ich einen langen Vortrag über die westeuropäische Rückständigkeit über mich ergehen lassen, insbesondere auch über die Rückständigkeit der westeuropäischen Schulbildung. In der Sowjetunion sei man heute so weit „fortgeschritten“, daß jedes Kind in der Schule schon darüber unterrichtet werde, daß der Mensch vom Affen abstamme.

„Nicht wahr“, fügte der Führer — ein Lehrer — stolz hinzu, „solche Museen haben Sie nicht in Westeuropa und dürfen Sie nicht haben?“

Und tatsächlich stimmten ein paar Deutsche, von denen ich genau wußte, daß sie besser unterrichtet seien, dem zu. Ich wies auf das Haeckelsche Museum, das das beste dieser Art in der Welt sei, hin und auf die Tatsache, daß selbst der von ihm angeführte Haeckel keinen Beweis für die Abstammung des Menschen vom Affen gebracht habe. Ich mußte mich dann ganz energisch dagegen wehren, daß nicht „kleinbürgerliche Vorurteile“ mir den Gedanken der Abstammung vom Affen unsympatisch machten, sondern, daß es sich bei dieser Behauptung um eine wissenschaftlich nicht bewiesene Tatsache handle, und daß es unwürdig sei, die Wissenschaft in solcher Weise herabzusetzen. Doch es half mir nichts, ich blieb die Kleinbürgerin, die etwas Besonderes sein wolle und deshalb eine wissenschaftliche Entdeckung ablehne. Die ausländischen Kommunisten lachten später. Außer mir hatte aber niemand gewagt, zu protestieren. So nährt man die alberne Überheblichkeit dieser Besserwisser.

Elektrosawod

Eine überall bekannte Propagandafabrik ist „Elektrosawod“, wo man sogar wegen des besseren Eindrucks auf die Besucher im Maschinenraum Palmen aufgestellt und Blumenkästen angebracht hat. Als später naiverweise die Arbeiter anderer Betriebe auch solche Pläne zur Durchführung bringen

wollten, wurden sie der Unkosten halber daran gehindert. Immer dasselbe: Propaganda um jeden Preis, und wo mit Propaganda kein Geschäft zu machen ist, Verhöhnung der Arbeiter, die die Propaganda für bare Münze nahmen.

In dieser Fabrik arbeitete damals die zweite Frau Stalins, ~~Alajewa~~. Sie war Chemikerin und unterschied sich durch ihren Pflichteifer und ihre soziale Einstellung wesentlich von den Frauen der anderen Bolschewistenhäuptlinge. Sie hielt es für ihre Pflicht, an der Durchführung des Fünfjahresplanes praktisch mitzuarbeiten, und weil sie bei der Gelegenheit die unsäglichen Opfer und Leiden der Arbeiterschaft aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, trat sie zu Stalins Empörung in privaten Unterhaltungen leitender Bolschewisten mutig mit der Ansicht hervor, daß die Leiden der Bevölkerung das Maß des Erträglichen allmählich überstiegen. Sie litt sowohl unter Stalins Politik als auch unter seiner brutalen Herrschsucht, ließ sich aber nicht abhalten, immer wieder mahnend auf die immer katastrophaler werdenden Verhältnisse hinzuweisen. Als sie zur Zeit der wachsenden Hungersnot anläßlich eines Essens bei befreundeten leitenden Bolschewisten auf den immer unerträglicher werdenden Zustand in der Sowjetunion hinwies, machte ihr Stalin in der Gesellschaft eine brutale Szene und verbot ihr ihre „staatsfeindlichen" Reden. Anderen Morgens fand man sie tot im Bett. Man hörte von ihrem Tode eigentlich erst, als Stalin die zwanzigjährige Tochter Kaganowitschs heiratete.

Die „Rote Rosa"

Ich besichtigte dann eine Textilfabrik, die „Rote Rosa", so benannt im Andenken an Rosa Luxemburg.

Es handelte sich um eine modernisierte, frühere französische Textilfabrik. Die Fabrik hatte eine Direktorin, eine Russin. Sie war eine sehr energische und freundliche Frau, angesichts derer man unwillkürlich daran denken mußte, welche Energien doch in diesem Volk schlummern. Sie verstand es ausgezeichnet, die dort arbeitenden Frauen mit Begeisterung für ihre Arbeit und den vermeintlichen sozialistischen Aufbau zu erfüllen, der auch hier nichts anderes als der in industriellen Ländern selbstverständliche technische Fortschritt war.

Trotzdem hatte sie einiges geschaffen, was ihren Betrieb zu einem Paradebetrieb, besonders für besichtigende Frauen des Auslandes, machte. Mit der Fabrik waren Säuglingsheime und Kinderheime für die Kinder dort arbeitender Frauen verbunden, die ebenso modern wie in Deutschland, nur ärmer eingerichtet waren. Aber auch hier war nur für eine sehr beschränkte Anzahl der Kinder Platz und natürlich auch nur für die Kinder der Funktionäre.

Lenin-Mausoleum

Vor dem Kreml befindet sich das Mausoleum, in dem der einbalsamierte und geschminkte Lenin unter einer Glasbedachung beigesetzt und zur Besichti-

gung ausgestellt ist. Der „konsequente" Bolschewismus kultiviert auf diese Weise die von ihm so heftig bekämpfte Reliquienverehrung, die er für seine Machtinteressen auszunutzen versucht. Der tote Lenin kann sich nicht wehren, wenn Stalin sich auf ihn beruft. Andernfalls hätte Stalin auch ihn, wie Lenins Frau, die Krupskaja, 1926 sagte, längst wegen Verletzung der „Leninschen Linie" ins Gefängnis werfen oder erschießen lassen.

Ich konnte mich damals aus Gründen der Aesthetik und aus Ärger über diese Art Kult nicht entschließen, das Mausoleum aufzusuchen. Ich tat es aber 1933. Der Anblick der zusammengeschrumpften, aufgeputzten Mumie war nicht erhebend.

Im Theater

Im Theater wurde das auch in Deutschland einmal bekannte Stück „Alle Engel Gottes haben Flügel" gegeben, ein albernes Stück, ohne erkennbare Tendenz, das die unglückliche Ehe einer Weißen mit einem Schwarzen behandelt. Als Übersetzer hatte man mir einen Professor zugeteilt, der mir empört versicherte, ich sei keine Kommunistin, wenn ich erkläre, grundsätzlich keinen Schwarzen heiraten zu wollen. Auf meine Gegenfrage, ob er denn eine Schwarze zu heiraten bereit sei, antwortete aber dieser Menschheitsbeglücker, das sei etwas anderes für einen Mann. Als ich ihn auslachte ob seiner Konsequenz, verbesserte er sich dahin, daß es natürlich etwas anderes ist, wenn eine schwarze Frau intelligent und schön sei. Auf meine Frage, was für Erfolge man sich denn von diesem Machwerk verspreche, erklärte er, es hätten daraufhin schon fünf Russinnen Schwarze geheiratet. Vorher wäre das unmöglich gewesen. Man tat sich also auch hier etwas darauf zugute, das gesunde Volksempfinden einiger Russinnen untergraben zu haben.

Im Kino lief außer dem „Weg ins Leben" einer der kitschigsten amerikanischen Filme, die existieren. Das Publikum verschlang diesen Kitsch mit Heißhunger. Da gab es eine Welt von schönen Menschen, schönen Kleidern, schönen Wohnungen, höflichem Betragen und romantischen Liebeserlebnissen, von denen die einfachen Menschen der Sowjetunion nichts mehr wußten und nach denen die Menschen doch immer wieder verlangen werden, wenn der graue Alltag alles Schöne aus ihrem Leben gestrichen hat. Der Sinn der Handlung selbst wird dabei ganz nebensächlich. Der Lebenshunger erwacht, und ich hatte den Eindruck, als ob die Besucher des Kinos wie betäubt waren, denn es war für Sowjetverhältnisse unglaublich still in den Pausen. So also sieht die westliche Welt aus, mußten sie denken. Diese schönen Dinge kann man im kapitalistischen Westen also wenigstens täglich sehen, wenn auch nicht selbst besitzen und genießen.

An einem Schaufenster, in dem schlechteste Anzüge zu hohen Preisen auslagen, traf ich einen zerlumpten, schimpfenden Bauern, der sehr gut klarzumachen verstand, daß ein Russe, der sich Anzüge im freien Handel kaufen müsse, seine Garderobe nie erneuern könne. Und so sieht die Garderobe der meisten Menschen auch aus. Es war diesem verzweifelten Manne ganz gleichgültig, ob man ihn verhafte oder nicht. Ich fragte enttäuscht einen Funktionär, weshalb man im sozialistischen Staat solche Ausnahmegesetze schaffe, die es Menschen unmöglich machen, sich friedlich einzugliedern. Der Sozialismus solle doch das Glück aller Menschen fördern und nicht einer Schicht auf Kosten der anderen. Wir wollten doch die Verhältnisse nicht einfach auf den Kopf stellen. Es sei grundsätzlich gleichgültig, welche Menschheitshälfte leide. Man müsse allen helfen, sonst lohne der Kampf nicht. Er versicherte mir, daß ich konterrevolutionäre Ansichten hätte. Ich sagte ihm, daß ich diese Ansicht trotzdem sehr oft von Clara Zetkin gehört habe, und sie sei gewiß keinesfalls konterrevolutionär.

Aber sie galt damals schon bei den Funktionären nicht viel. Stalin haßte sie so, daß er ihr Bild nicht einmal im Revolutionsmuseum duldete. Das brauchte sie allerdings nicht zu kränken. Es ist das kitschigste und geschichtlich verlogenste Museum, das ich je gesehen habe. Man forderte mich auf, beim Verlassen des Museums einige anerkennende Worte in ein bereitliegendes Buch einzutragen. Ich lehnte das ab, weil mich die geschichtliche Verlogenheit empörte.

Eins fiel mir damals besonders auf. Die russischen Arbeiter begannen die ausländischen wegen ihrer vermeintlichen Antreiberei, d. h. ihrer besseren Schulung, und der Vorzüge, die sie genossen, immer mehr zu hassen. In Moskau war es sogar notwendig, deutsche Arbeiter beim Einkauf von der GPU. beschützen zu lassen. Inzwischen hat ja die Bevorzugung aufgehört.

Von Kollektivwirtschaften sah ich nicht viel: Ein Weindorf, Kollektiv „Stalin", bei Rostow, dessen Bewohner zur Besichtigung eines großen Industriewerkes gebracht worden waren, um sie für den „sozialistischen Aufbau" zu begeistern. Solche Besichtigungsreisen wurden damals für die eigene Bevölkerung viel organisiert, um ihre Opferfreudigkeit wach zu halten und sie mit der Anbetung der Maschine, des vermeintlichen Sozialismus, zu betäuben. Die „Potemkinschen Dörfer" waren also keinesfalls nur für das Ausland gedacht und notwendig, sondern vor allem auch für das Inland.

Museen

In den Museen gab es wunderbare Kunstwerke, die aus der vergangenen Epoche hinübergerettet waren. Ein Teil ist allerdings von Stalin, dem Manne ohne Kulturbedürfnis und Kulturverständnis, zur Erlangung von Devisen verhökert worden.

Die Kirchen

Die Kirchen sind Staatseigentum und können abgerissen werden, wenn nicht genügend Gläubige sich für ihre Erhaltung einsetzen. Ich besuchte den Gottesdienst in mehreren Kirchen, um festzustellen, ob er ungestört vonstatten gehe. Es waren nur einige Gläubige anwesend, merkwürdigerweise hauptsächlich Männer. Das kann allerdings Zufall gewesen sein. Man erzählte mir, sonst seien die Besucher meist Frauen. Gestört wurde niemand, aber es war eine trostlose Angelegenheit. Die Kirchen, die ich damals besuchte, sind inzwischen schon abgerissen worden, wahrscheinlich, weil niemand wagte, für ihre Erhaltung einzutreten.

Von den „Gewaltigen" lernte ich damals nur die Stassowa, die Leiterin der Internationalen Roten Hilfe, und die Leiter der Gewerkschaften kennen. Ich fragte sehr viel. Man war das von ausländischen Funktionären wenig gewohnt, da sie nur zu gehorchen haben und von der Moskauer Herrscherkaste ziemlich verachtet werden. Da ich diese Art „Disziplin" nicht kannte und immer wieder betonte, wenn man von mir verlange, daß ich vor den deutschen Arbeitern das bolschewistische System als erstrebenswert verteidige, müsse ich verstehen lernen, weshalb diese und jene Maßnahmen eingeführt seien und weshalb man mit dem „sozialistischen Aufbau" noch nicht weiter fortgeschritten sei, fiel ich sehr lästig. Man hielt mir stundenlange Vorträge, hatte für alles eine Erklärung und Entschuldigung, und da ich nur das gesehen hatte, was ich sehen durfte, war ich, wie viele andere Menschen damals, der Ansicht, daß in einem rückständigen Lande eine sozialistische Gesellschaft heranwachse, die nach Erfüllung des Fünfjahresplanes die gröbsten Mängel und Rückstände beseitigt habe und dann energisch an der Beglückung und Verschönerung des Lebens der Arbeiter und Bauern arbeite.

Die andere Seite des bolschewistischen Rußland sollte ich später kennenlernen. Wenn jeder Mensch, der noch an den Bolschewismus glaubt, nur einen kleinen Ausschnitt des geschändeten Rußland zu sehen bekommt, wird er sich entsetzt von einer Welt abwenden, die den Untergang in die Barbarei verwirklicht.

Die andere Seite

Im Frühjahr 1933 fuhr ich über Schweden erneut nach der Sowjetunion. Die Schiffsreise war wunderbar bei völlig ruhigem Seegang. Im Hafen von Leningrad wurde ich von einem finsteren GPU.-Manne abgeholt, der es nicht

für nötig hielt, mir irgendeine Erklärung zu geben, sondern als einzige Begrüßung sagte:

„Sie sind Genossin Reese. Kommen Sie."

Es war noch ein amerikanischer Funktionär auf dem Schiff, den er ebenso empfing, und der nicht weniger erstaunt und entsetzt war über dieses unglaubliche Verhalten, als ich selbst. Unser Gepäck ging ohne Kontrolle durch den Zoll, weil man es natürlich von seiten der GPU. untersuchte, während wir Leningrad besichtigten. Ich hatte mit dieser Untersuchung gerechnet, und wenn ich etwas zu verbergen gehabt hätte, dann hätte es die bolschewistische GPU. trotz ihrer Pfiffigkeit nicht gefunden, weil ich es dem Gepäck nicht anvertraut hätte. Wir wurden dann aber doch nicht in ein Gefängnis gebracht, wie man nach diesem höflichen Empfang hätte annehmen können, sondern in das vornehme Hotel „Astoria", wo wir für schandbar teures Geld essen und Kaffee trinken durften.

Als ich mich durch das unanständige Betragen durchaus nicht einschüchtern ließ und erst recht selbstbewußt auftrat, wurde der Mann etwas höflicher. Wir durften Leningrad besichtigen und waren entsetzt über die Zahl der zerlumpten Bauern, die auf den Trottoirs herumlagen und bettelten, ohne daran zu denken, auszuweichen, wenn jemand des Weges kam. Da wir von der schrecklichen Hungersnot, die in der Sowjetunion herrschte, noch nichts wußten, konnten wir uns dieses Bild nicht erklären. Wir erhielten von dem GPU.-Agenten natürlich auch keine Auskunft. Die Stadt machte damals einen geradezu verwahrlosten Eindruck. Wir durften die Kulturparks aufsuchen und Arbeitersiedlungen von außen besichtigen, konnten an den Läden der Stadt vorbeispazieren, in denen es nichts zu kaufen gab und in deren Schaufenstern deshalb Bilder Stalins ausgestellt waren, die die hungernden Menschen mit der erforderlichen bolschewistischen „Begeisterung" erfüllen sollten. Das war alles. Betriebsbesichtigungen wurden uns verweigert, und abends mußten wir nach Moskau weiterfahren.

Niemand erwartete uns am Bahnhof. Die deutschen Kominternvertreter wollten mir gleich bei der Ankunft zum Bewußtsein bringen, daß meine ungünstige Kritik ihrer Politik mir das Leben in der Sowjetunion keinesfalls zu erleichtern imstande sei. Erst eine Stunde nach unserer Ankunft gelang es uns durch telephonischen Anruf, von einem Auto abgeholt zu werden, hatten wir doch unser Gepäck nicht auf dem Bahnhof zurücklassen wollen. In dieser Zeit hörten wir aber doch von dort arbeitenden Deutschen, daß die russischen Arbeiter über die Niederlage der marxistischen Bewegung in Deutschland in einer kaum vorstellbaren Verzweiflung seien, weil sie sich von einer Revolution in Deutschland eine Erleichterung ihrer Lage versprochen hätten. Sie schimpften sehr über die deutsche Kominternführung und erklärten, diese Trottel müsse

man samt und sonders erschießen. Die Zeitungen hätten doch immer von der starken kommunistischen Bewegung in Deutschland geschrieben. Wie sei es also zu erklären, daß sie sang- und klanglos untergegangen sei? Diese Stimmung unter den russischen Arbeitern war mit ein Grund, daß ich in Moskau so isoliert wurde und in keine Fabrik mehr Zutritt erhielt.

Clara Zetkin hatte täglich nach mir gefragt. Trotzdem war es für mich nach meiner Ankunft nicht leicht, zu ihr zu kommen. Heckert, der deutsche Kominternvertreter in Moskau, den Clara Zetkin in einer Privatunterhaltung einen „eitlen, verbrecherischen Hohlkopf" nannte, konnte sich gar nicht genug tun um meine „kostbare Gesundheit" und mein Wohlergehen. So erklärte er mir, kaum daß ich Moskauer Boden betreten hatte, daß ich unbedingt sofort in ein Erholungsheim in den Kaukasus müsse, um meine „nicht zu ersetzende Kraft" der Partei und der Arbeiterbewegung zu erhalten. Da mir klar war, daß der Zweck seiner „rührenden Fürsorge" nur der war, eine Zusammenkunft mit Clara Zetkin zu verhindern, fuhr ich am andern Tage zu ihr hin, ohne die deutsche Kominternvertretung darüber zu unterrichten.

Bei Clara Zetkin

Clara Zetkin lebte in der Sowjetunion in einem goldenen Käfig. Sie war in Wirklichkeit eine Gefangene, die man vorsichtig behandelte, weil man ihren Namen bei der Arbeiterschaft der Welt ausnutzen konnte und sich dieses Propagandamittel vor ihrem Tode nicht ohne unbedingten Zwang verscherzen wollte.

Es war für Stalin sehr schwer, mit ihr fertig zu werden. Sie war wohl der einzige Politiker der Sowjetunion, der sich vor dem „Teufel", wie sie ihn nannte, nicht beugte und innerhalb der Partei zu keiner Konzession bereit war, wenn sie auch nach außen hin schwieg oder gar zur Verteidigung der Partei bereit war oder bereit schien. Sie tat das lediglich aus Gründen der aus der alten Arbeiterbewegung übernommenen Parteidisziplin, in jener falschen Hoffnung, daß sich doch eines Tages eine Gelegenheit finde, die Stalinisten zu stürzen und einem System zum Siege zu verhelfen, das wirklich jenen Sozialismus verwirkliche, der ihr seit ihrem Eintritt in die Arbeiterbewegung vorgeschwebt hatte.

Ich war erschüttert, sie so wiederzusehen. Ihr Körper war sichtlich verfallen, aber ihr Geist noch sehr rege. In einem langen Leben, das sie ganz und gar dem Marxismus verschrieben hatte, von dem sie auch trotz aller Ent-



Maria Reese und Clara Zetkin

täuschungen und Erkenntnisse in ihrem hohen Alter nicht mehr wegfand, hatte sich ein Maß von Enttäuschung und Erbitterung angehäuft, das nun, als ich bei ihr war, leidenschaftlich überquoll.

„Glaube ihnen nichts, liebe Maria", sagte sie einleitend unter vielen Anstrengungen, „sie lügen, sie lügen immer und fürchterlich. Heckert war hier. Wie hat er gelogen. Alles soll gut in Deutschland stehen. Alles ist verloren. Dieses Gesindel hat die deutsche Arbeiterschaft nur als Schemel für seine Machtgelüste benutzt. Der Schuft Neumann! Und unabhängig von Moskau, liebe Maria."

Scharf und hart dann ihre anklagenden Worte gegen Stalin:

„Der Teufel Stalin." Und nach einer Pause, während ihr die Tränen über die Wangen rannen:

„Die Bauern in Sowjetrußland hungern entsetzlich! Dahin darf es in Deutschland nie kommen. Versprich mir, liebe Maria, dich immer einzusetzen für die deutschen Arbeiter."

Bei der Beurteilung ihrer Einstellung darf man nicht vergessen, daß es zur Zeit des Beginnes und der Blüte der Arbeiterbewegung keine andere „Heimstätte der Arbeiter" gab, und daß der Nationalsozialismus geschichtlich notwendig wurde, weil die Arbeiterbewegung durch Übernahme der marxistischen Theorie in eine Sackgasse geraten war, die es ihr unmöglich machte, jene großen geschichtlichen und nationalen Aufgaben zu lösen, die der Nationalsozialismus dann mutig in Angriff nahm.

Clara Zetkin hielt es für unbedingt ratsam, daß ich die Sowjetunion bald wieder verlasse. Sie kannte die Stimmung der deutschen Kominternvertretung mir gegenüber und erwartete von ihr nichts Gutes. Vor allen Dingen war sie der Ansicht, daß ich mich keinesfalls in ein „Erholungsheim" nach dem Kaukasus oder der Krim versenden lassen dürfe.

„Du mußt fort", sagte sie immer wieder. „Ich werde dir helfen. Du bist energisch. Du kannst deshalb in der Welt noch etwas leisten. Hier bist du ohnmächtig wie ich. Aber ich bin alt, mir helfen auch die Spritzen des Arztes nicht mehr!"

Vielleicht haben sie ihr geholfen, rascher an der Kremlmauer beerdigt zu werden zur „größeren Ehre" ihres Todfeindes Stalin, der sich nicht scheute, aus Propagandagründen ihre Urne zu tragen. Damit wurde ihr goldenes Gefängnis frei, jene Villa, die Stalin dann dem Lautsprecher Dimitroff schenkte, damit er in ihren stolzen Räumen sich besser auf die Referate vorbereiten könne, mit denen er die Arbeiter der Welt gegen das „Wohlleben" der Kapitalisten zu mobilisieren versucht.

Die bolschewistische Ministerliste

Von Clara Zetkin erfuhr ich dann auch eine Tatsache, die mich außerordentlich überraschte, weil ich sie für völlig ausgeschlossen gehalten hatte, nämlich, daß die Ulbricht, Florin, Heckert und Co. zu Beginn 1933 schon eine Ministerliste aufgestellt hatten, um sich im Falle einer siegreichen Revolution ihre persönliche Machtposition zu sichern. Sie hielt das für den deutlichsten Beweis dafür, daß „diese Trottel nur an sich und nicht an die Arbeiter gedacht hätten". Es hatten also bei leitenden Kommunisten konkrete Pläne betreffs der Machteroberung bestanden, die sie sogar zur Aufstellung einer Ministerliste ermächtigten. Für den Fall, daß „alles gut gehe", wollten sie jedenfalls für ihre Personen vorgesorgt haben und sich als die vorausschauenden, siegreichen „Führer der Revolution" feiern lassen. Die kommunistischen Arbeiter also, die loszuschlagen versuchten, waren in Wirklichkeit die bedauernswerten Opfer dieser Clique, die im illegalen Quartier mit der Ministerliste in der Tasche saß. Um ihr „kostbares Leben" für den Fall einer siegreichen Revolution für die Arbeiterschaft zu retten, hatten sie sich nämlich schon vor der Entscheidung in die illegalen Mauselöcher verkrochen und wagten nicht einmal mehr, in Versammlungen zu sprechen. Das konnten die tun, deren Leben nicht so kostbar war, daß man es für den Posten eines Ministers oder Volkskommissars retten mußte. Als ich Clara Zetkin empört sagte, daß ich von diesen Dingen doch nichts gewußt habe und mich Anfang 1933 wochenlang vergebens bemüht habe, etwas Konkretes über die Absichten der Partei zu erfahren, weil ich so nicht mehr vor die Arbeiterschaft treten wollte, sagte sie: „Ja, ja, du gehörtest ja auch nicht zu diesen Auserwählten, aber Freund Heckert hatte sich einen guten Posten gesichert." Es handelte sich bei diesen „Auserwählten" um die Mitglieder der zwar offiziell erledigten, aber heimlich zusammenhaltenden Neumann-Fraktion.

Bürgerschicksal

Selbst bei diesem Besuche bei Clara Zetkin hatte ich Gelegenheit, erneut festzustellen, wie vergiftend sich die Klassenideologie selbst so lange Zeit nach der Machtergreifung noch auswirkt, und das bei Menschen, von deren Bildungsgrad man das nicht erwarten sollte. Claras beide Söhne, Ärzte, von denen der älteste überhaupt keine Politik betrieb und der zweite als Arzt und Sekretär der Mutter beigestanden hatte (inzwischen hat ihn Stalin verhaften und wahrscheinlich erschießen lassen!), hatten mich mit ihren Frauen bei meinem Besuch zu ihrer Mutter begleitet.

Während des Mittagessens, das uns in einem Speisezimmer serviert wurde und sehr gut war, besuchte uns der Arzt, der die Mutter behandelte. Er versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, erhielt aber kaum Antwort und wurde, ob-

wohl die Frau Kostjas eine „Ehemalige" war, so unhöflich behandelt, daß ich höchst empört war. Als er einmal das Zimmer verlassen hatte, bemerkte ich entrüstet:

„Wie behandelt ihr den Arzt? Man muß sich ja schämen, ein Mensch zu sein."

„Ach", sagten die Söhne, „der versteht ja doch nichts. Der tut nur so, und es ist doch Unsinn, so zu tun, als ob man ihn ernst nähme."

„Und das nennt ihr Sozialismus?" erwiderte ich. „Von seiner Sache wird er schon was verstehen, und es ist beschämend, wenn er Verständnis für eine Sache heucheln muß, die er nicht begreifen kann. Eure Mutter ist ganz anders."

So war es auch. Clara Zetkin war aus der alten Schule jener Arbeitervertreter, die im Sozialismus eine Gesellschaft sahen, die alle Menschen glücklich mache. Sie hätte nie einen Menschen mit Verachtung behandelt, lediglich weil er aus einer anderen Gesellschaftsschicht stammte oder anders dachte als sie selbst, obwohl sie im Kampfe selbst unerschrocken bis zum äußersten war, Ihre Söhne aber beugten sich gedankenlos der gebräuchlichen Sitte des Einschätzens der „Bürger". Als sie bemerkten, daß ich mich ihres Verhaltens schäme, fiel ihnen ihre Brutalität selbst auf, und sie versuchten, es gutzumachen, indem sie den Arzt öfters in ein Gespräch hineinzogen.

Clara Zetkin unter Zensur

Bei diesem Besuche konnte ich auch feststellen, daß Heckert als Ekki-Vertreter der deutschen Sektion einen Brief von mir unterschlagen hatte, den ich an Clara Zetkin gesandt und in dem ich Beschwerde über die verantwortungslose Politik der KPD.-Leitung geführt hatte. Tags vorher hatte er mir gegenüber noch erklärt, den Brief, der schon vor Wochen in Moskau angekommen war, abgeliefert zu haben. Ebenso hatte er es mit einem Briefe gemacht, den ich an Pjatnitzky geschickt hatte.

Die Methoden der gegenseitigen Begaunerung trieben da anscheinend die schönsten Blüten. Der Betrug an Clara Zetkin wunderte mich nicht, war mir doch bekannt, mit welchem Haß sie von der Leitung der Kommunistischen Partei verfolgt wurde, die lediglich aus Rücksicht auf die Arbeiterschaft nicht wagte, Clara Zetkin aus der Partei auszuschließen und der man ungefähr alle „Abweichungen" vorwarf, die man im Laufe der Fraktionskämpfe „entdeckt" hatte. Clara Zetkin hielt dann auch mit ihrem Urteil über die Führer der KPD. nie zurück und behandelte diese mit der Verachtung, die sie für angemessen hielt. Sie war nie, auch nicht vor dem Publikum, auf das sie als Parteimitglied Rücksicht zu nehmen hatte, zu bewegen, Heinz Neumann und Remmele zu grüßen. Heckert wurde von ihr mit Spott behandelt. Thälmann hielt sie mit Recht für vollkommen unzulänglich für den Posten eines Parteiführers,

billigte ihm aber den guten Willen zu und behandelte ihn mit freundlicher Herablassung, die ihn ihr gegenüber noch verlegener machte, als er es ohnehin gegenüber geistig überlegenen Menschen war.

Ich sagte ihr nichts von dem unterschlagenen Brief, um sie nicht noch mehr aufzuregen, sondern führte später Beschwerde bei Pjatnitzky. Clara Zetkin war vollkommen verzweifelt und erklärte offen, daß sowohl die zweite als die dritte Internationale der Arbeiterschaft keinen Ausweg mehr offen ließen. In der Sowjetunion herrsche das größte wirtschaftliche Chaos, das jemals einen Staat Europas beherrscht habe, und die Unmenschlichkeit treibe die tollsten Blüten.

„Sozialismus bedeutet Glück für die Menschheit und nicht Tyrannei und Hunger“, erklärte sie immer wieder und schloß dann müde und verzweifelt die Augen.

Der Anblick der alten, verzweifelten Kämpferin war unaussprechlich quälend. Sie liebte mich sehr, erklärte mir immer wieder, ich habe so viel von ihrem Kampfgeist und müsse die Mission erfüllen, die ihr wegen ihres Alters zu erfüllen unmöglich sei. Und doch konnte sie über das Wie nichts sagen.

„So wie hier darf es nie kommen“, sagte sie immer mühsam, und dann: „Die deutschen Arbeiter . . .“

Dabei rannen unaufhaltsam die Tränen über das eingefallene, grauweiße und doch nicht müde wirkende Greisinnengesicht.

„Ich muß dich fühlen“, und sie tastete mein Gesicht ab. „Wenn ich so erregt bin, sehe ich überhaupt nichts mehr.“

Sie war schon längst fast blind, wollte es aber nie wahr haben. Ihr verbrauchter Körper leistete immer wieder Erstaunliches, wenn ihr Wille sprach.

Vom Sterben sprach sie nie. Sie wollte nicht abtreten, sie hielt ihre Aufgabe für ungelöst, sie sprach immer von der Zukunft. Und doch sagte mir ihr Abschied, daß sie nicht mehr an ein Wiedersehen glaubte. Sie hielt mich so fest umschlungen, wie man es von einem so zerfallenen Körper nicht glauben sollte, küßte mich weinend immer wieder:

„Grüße die deutschen Arbeiter, grüße die Arbeiter der Welt. Der Sozialismus, Maria! Nicht wie hier! Die Bauern verhungern!“ Und leiser nochmals: „Der Teufel Stalin!“

Ich durfte sie nicht wiedersehen. Als ich nochmals hinfahren wollte, war kein Auto zu haben. Wenige Wochen später hörte ich in Paris, daß der „Teufel Stalin“ anläßlich ihrer Beisetzung an der Kremlmauer ihre Urne getragen habe.

„Wenn sie das gewußt hätte, wäre sie nicht gestorben“, erklärte ich zu dieser Komödie des blutrünstigsten Tyrannen der Welt.

Die Hungernden

Das fürchterlichste Erlebnis, das ich 1933 in der Sowjetunion hatte, bleibt für mich der Anblick, den ich von meinem Hotelfenster am Ukrainer Bahnhof hatte. Gegen Abend versammelten sich dort täglich Tausende zerlumpter Bauern, die Füße mit Bast umwickelt, einen schmutzigen Sack oder Korb im Arm, und warteten auf den Abgang des Zuges. Sie hatten tagelang in der Stadt Brot gebettelt und fuhren müde und verzweifelt mit ihren erbettelten Gaben, steinhartem Brot, nach der fruchtbaren Ukraine zurück, um ihre Angehörigen vom Hungertode zu erretten, den die bolschewistische „Agrarpolitik" (Kollektivwirtschaft) Millionen Bauern brachte. Ihr Anblick war grauenerregend. Eine Elendsarmee, wie sie die Weltgeschichte nicht größer kennt. Und das nach 15jährigem „Aufbau" des marxistischen „Sozialismus".

Ich saß stundenlang am Fenster und konnte die Augen nicht abwenden. In Deutschland geschlagen und hier dieser unbeschreibliche Jammer! Nur wer etwas Ähnliches erlebt hat, kann ermessen, was das für mich hieß, die ich 15 Jahre für die Verwirklichung des Sozialismus gekämpft hatte. Geschlagen, zermartert von der Unehrlichkeit und Feigheit der Parteiführung und dieses Bild des Zusammenbruches einer Welt ins Chaotische!

Ich konnte den Anblick kaum ertragen und brachte es doch nicht fertig, in der in Frage kommenden Zeit das Hotel zu meiden, um mir die Qual zu ersparen. Ich wollte sehen, wollte leiden, wollte mir den Anblick tief einprägen, um Kraft zu sammeln, dieses Schicksal Europa ersparen zu helfen. Hatte der Zug die Halle verlassen, dann pilgerte ich durch die Stadt, traf in den Anlagen und an den Bürgersteigen bettelnde Bauernfrauen mit ihren Kindern oder auch verlassene, verwahrloste Kinder, die müde die Hand ausstreckten. Das Sowjetparadies, an dessen „sozialistischen Aufbau" noch ungezählte Arbeiter der Welt glauben, hatte in Moskau viele Bettlerasyle eingerichtet, in denen das bettelnde Bauernvolk in der Nacht Unterkunft fand, bis es mit den bei den Städtern gebettelten Brotresten aufs Land zurückfuhr. Stalin und sein Anhang opfern der Aufrechterhaltung ihres Machtsystems mitleidslos Generationen.

Warum Hunger in einem Agrarlande?

Wer die Hungernden in der Sowjetunion nicht selbst gesehen hat, kann sich oftmals schwer entschließen, an die Presseberichte zu glauben, die einen Einblick in die katastrophalen Verhältnisse geben, die das geknechtete Rußland heimsuchen. Und ich weiß nicht, ob ich selbst, trotz aller bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen, die ich erlebte, und trotz des Entsetzens, das mich beschlich, wenn man auf meine Einwände erklärte, diese Generation

müsse eben für den Aufbau des Sozialismus geopfert werden, an das Ausmaß des Hungers in dem Agrarlande Rußland geglaubt hätte, wenn ich nicht selbst die Hungernden und halb Verhungerten gesehen hätte. Es handelt sich in der Sowjetunion eben um das raffinierteste System menschlicher Ausbeutung zur Erhaltung der Macht einer kleinen Clique. Sie ist sich vor allem über eins klar: Wenn ihr die Aufbringung der Verpflegung für die Industriearbeiterschaft und der unumgänglichste Transport nicht gelingt, ist ihre Macht gefährdet.

Um rascher aufrüsten und zu diesem Zwecke die Bauern besser plündern zu können, da ihre Erzeugnisse fast die einzigen Ausfuhrartikel sind, die in Frage kommen, beschloß Stalin die raschere Durchführung der Kollektivisierung. Da diese Kollektivisierung die Bauern praktisch in moderne Sklaverei zwang, schlachteten sie vor ihrem Eintritt ins Kollektiv einen Teil ihres Viehs ab und brachten nur so viel mit, als unbedingt von ihnen gefordert wurde. Vielleicht war das aber auch nicht einmal Sabotage, denn die Kollektive hatten keine kollektiven Unterkunftsmöglichkeiten für so viel Vieh, und die Bauern erzählten, daß dort, wo man alles Vieh abgeliefert habe, das Vieh an diesem Mangel massenweise eingegangen sei.

Die Bauern müssen nach ihrer Kollektivisierung des Morgens gemeinsam zur Arbeit antreten und werden von dem Leiter des Kollektivs zur Arbeit kommandiert. Da man zur Leitung meist die sogenannte „Dorfarmut“ bevorzugte, die traditionsgemäß von der Verwaltung und Bearbeitung größerer landwirtschaftlicher Gebiete nichts versteht und ihr Mütchen an den ehemaligen „Kulaken“ kühlt, war die Bewirtschaftung schon aus diesem Grunde höchst unrentabel. Dazu kam naturgemäß die Gleichgültigkeit und Verzweiflung der ins Kollektiv gezwungenen und dort schikanierten Bauern, die die Arbeitslust nicht erhöhte. Kam dann die Zeit der Ernte, dann schickte Stalin seine Parteifunktionäre, die das im Fünfjahresplan am grünen Tisch festgelegte „Soll“ rücksichtslos eintrieben, gleichgültig, ob den Bauern genug zum Leben blieb oder nicht.

Man hatte den Bauern Verträge aufgezwungen, nach denen sie für das gelieferte Getreide Industrieerzeugnisse, besonders Produkte der Fertigindustrie, die sie notwendig brauchten, nach Ablieferung der Ernte erhalten sollten. Aber nicht genug damit, daß man ihnen die Ernte rücksichtslos beschlagnahmte und sie hungern ließ, sie erhielten auch die versprochene Ware fast nie, und wenn sie irgendwo zufällig landete, so handelte es sich sicherlich nicht um die ausgehandelte und notwendig gebrauchte Ware, sondern sie erhielten irgendeinen Industrieartikel, der nutzlos auf Lager gelegen hatte und ihnen zur „Beruhigung“ übersandt wurde.

Manchmal war es ein Waggon Badeanzüge oder Schlüpfer, dann waren es kitschige Nippsachen oder irgendein anderer Unsinn, der die unglücklichen Bauern vollends zur Verzweiflung treiben mußte.

Das ist keine Übertreibung. Ich habe das selbst von führenden Kominternpolitikern gehört, die das auf die bekannte „russische Schlampigkeit“ glaubten abwälzen zu können. Vor den Bauern wird das natürlich als Sabotageakt der Staatsfeinde frisiert. So hatte Stalin auch eben vor meiner Ankunft 500 kommunistische Funktionäre zur „Beruhigung“ der Bauern erschießen lassen, weil sie den Bauern bei der letzten Ernte „zuviel“ Getreide abgeholt hatten und deshalb an der Hungersnot schuld seien und nicht „Väterchen“ Stalin, der es so gut mit den Bauern meine. Und doch hatten sie nichts anderes getan, als Stalins Befehl erfüllt. Hätten sie im Sommer 1932 das „Soll“ nicht eingebracht, wären sie damals schon erschossen worden. Aber trotz dieser Hungersnot exportierte Stalin 1933 noch 1,8 Millionen Tonnen Getreide und andere Nahrungsmittel.

Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen das Interesse der Bauern an der Arbeit erlischt, und daß beispielsweise in der polnischen Ukraine sechsmal so viel geerntet wurde als in dem angrenzenden Sowjetgebiet. Die Felder werden schlecht bestellt, und Unkraut und Raupenfraß vernichten viel. Warum sollen die Bauern arbeiten, denken sie, wenn sie doch mit ihren Kindern hungern müssen?

Die Hungersnot 1932/33, deren Folgen ich zum Teil selbst sah, hatte aber so schrecklich gewütet, daß in der Ukraine ganze Dörfer ausgestorben waren. Ein Ingenieur, der aus diesem Gebiete kam, erzählte mir, daß die Leichen nicht mehr beerdigt würden, weil niemand da sei, der die Kraft dazu habe. Man versuchte zuletzt lediglich die Kinder zu retten, soweit sie noch nicht verhungert waren, und brachte die zu Skeletten abgemagerten oder vor Hunger aufgedunsenen Kleinen in andere Gebiete. Um für das kommende Jahr eine Ernte zu ermöglichen, lieferte man Kartoffeln und ließ sie setzen. Aber die Bauern kamen des Nachts und gruben sie aus, um nicht vor Hunger sterben zu müssen. So mußte Stalin im Frühjahr 1933 schwer bewaffnete GPU.-Truppen zum Schutze der Saat nach den Hungergebieten senden, die die heranschleichenden Bauern durch Schüsse vertreiben mußten. Im Sommer 1933 aber gab es in vielen Gegenden keine Bauern mehr, die ernten konnten, und schon vor meiner Abreise aus Moskau wurden Fabrikarbeiter und Studenten zur Ernte aufs Land bestimmt. Essen mußten sie sich für vier Wochen mitnehmen, weil es in diesen Gebieten nichts zu essen gab. Daß sie nicht sehr erbaut von dieser Mission waren, kann man sich denken, wußten sie doch nicht, ob es ihnen später nicht ergehe wie jenen eifrigen 500 Funktionären, die Stalin im „Interesse des Aufbaues des Sozialismus“ hatte erschießen lassen.

Von einem aufs Land delegierten Studenten hörte ich, daß die Landarbeiter oft monatelang ihren kargen Lohn nicht erhalten und dann auch manchmal in Gestalt von solchen „Industrieerzeugnissen", für die sie keinerlei Verwendung haben. Die Traktoren seien nur mehr zu einem kleinen Prozentsatz in Betrieb, weil teils die Produktion so schlecht sei, daß ihre Lebensdauer zu kurz bemessen ist, oder auch weil es keine Menschen gab, die sie sachgemäß bedienen konnten. So erzeugt das System der staatskapitalistischen Industrialisierung — denn um nichts anderes handelt es sich — auf der einen Seite eine maßlose Verschwendung an Gütern, Erzeugnissen und Arbeitszeit, auf der anderen erbarmungslosesten Hunger und millionenfachen Tod.

Der Bauer zahlt das bolschewistische Experiment

Die Landwirtschaft bietet auch heute noch 120 Millionen Sowjetuntertanen die Existenzgrundlage. Nach den Untersuchungen, die der landwirtschaftliche Sachverständige bei der deutschen Botschaft in Moskau, Dr. Otto Schiller, anstellte, haben in den Jahren 1933—1935 die Zwangsablieferungen an den Staat zwischen 23 und 24 Millionen Tonnen geschwankt, während sich die gesamte Getreideernte zwischen 60 und 75 Millionen Tonnen bewegte. Die gezahlten Preise liegen nur wenig über Friedenshöhe, während der Bauer das 15—26fache des Friedenspreises für Industriewaren anlegen muß. Er muß also siebenmal so viel Getreide aufwenden, um dieselbe Menge Verbrauchsware wie vor dem Kriege zu erhalten. Tierische Erzeugnisse muß er viermal so viel verkaufen. Der Staat kauft das Getreide und die sonstigen Erzeugnisse billig beim Bauern ein und verkauft sie mit einem Aufschlag von 1000 v. H. und mehr an die Städter. Allein aus dem Getreidegeschäft hat der Sowjetstaat in den letzten Jahren ein Drittel seiner gesamten Einnahmen gezogen.

Erfahrungen in Moskau

Beim Einkauf

Die deutsche Kominternvertretung hatte mich zur Strafe für meine Kritik an der Politik der Partei und um mich zu isolieren, in einem als Hotel bezeichneten Steinkasten am Ukrainer Bahnhof einquartiert, in dem nur slawische Sprachen gesprochen wurden und mir jede Verständigung unmöglich war. Die meisten Bewohner dieses Hotels beköstigten sich selbst. Ich hatte dazu natürlich keine Gelegenheit und mußte alles teuer bezahlen. Zum üblichen Schmutz kamen Klosetts, die ein Europäer wie die Pest meidet. Im Bett fror ich trotz Benützung der Reisedecke und des Pelzes noch so, daß ich mich entschloß, eine Steppdecke zu kaufen. Bei diesem Einkauf machte ich wiederum eine überraschende Entdeckung. Die deutsche Kominternvertretung verweigerte mir die Funktionärkarte, wie sie sich auch Mühe gab, mir ihr splendides Leben im Hotel Lux zu verheimlichen, für das ich angesichts des harten Daseins des russischen Arbeiters und der Enttäuschung der marxistischen deutschen Arbeiter kein Verständnis hatte, die ebenso schmerzlich wie ich den Zusammenbruch ihrer Weltanschauung erlebten. Man fürchtete sich, mich mit den sozialen Vorrechten der Funktionäre bekannt zu machen. Ich genoß also beim Einkauf nicht den Vorteil der bolschewistischen, herrschenden Clique und ihrer Trabanten aus den Kominternsektionen, sondern mußte beim Einkauf zahlen wie jeder einfache russische Arbeiter.

Abgesehen von den Vorzugspreisen, die die kommunistischen Funktionäre haben, gibt es für sie auch eigene Kooperative für Kleider, Lebens- und Genußmittel. Sie haben außerdem ihre Spezialapotheken, Kliniken und Erholungsheime.

Natürlich hätte ich von den Moskauer Bolschewisten genügend Geld für jeden Einkauf erhalten, aber meine Empörung über die gemachten Erfahrungen war so groß, daß ich über diese Dinge überhaupt nicht sprechen wollte, weil ich zum Heucheln zu stolz war und meine Meinung nicht äußern durfte, wenn ich jemals die Sowjetunion wieder verlassen wollte. Schon in der damaligen Situation hatte man den Eindruck, daß die Menschen kaum zu atmen wagten, und man konnte nur eins denken: Wie kommst du aus diesem Gefängnis wieder heraus, um der Arbeiterschaft zu sagen, welche Resultate der bolschewistische „Sozialismus" zeitigt.

Wenn man mich auch nicht in die Entstehung der sich immer schärfer herausbildenden Klassengegensätze einweihte und die deutsche Sektion sich sogar offensichtlich Mühe gab, mir das Schlimmste zu verheimlichen, so legten die

Moskauer Bolschewisten aber doch keinen Wert mehr darauf, mir wie 1931 Potemkinsche Dörfer vorzusetzen. Das glaubte man nun nicht mehr nötig zu haben, denn ich war wirtschaftlich nur gesichert, wenn ich den „Brotgeber" nicht erzürnte. Ich hatte deshalb Gelegenheit, durch vorsichtiges Fragen und Beobachten folgendes festzustellen:

Die neuen Klassenuntersdhiede

Der herrschenden Schicht, der ersten Klasse, stand alles zur Verfügung (auch in dieser schrecklichen Hungerperiode!), gutes Essen, gute Kleider, Villen oder große Wohnungen, Telephon, Autos, Dienerschaft usw. Nach ihr gab es noch drei Klassen von Menschen in diesem „sozialistischen Paradies", die auch nach ihrer Klassenzugehörigkeit Lebensmittel empfingen.

Zur zweiten Klasse nach der Herrscherschicht gehörten: Ingenieure, Arbeiter, Meister, Beamte (Bürokraten) und seit 1933 die Wissenschaftler, die damals zur besonderen Anerkennung ihres Wohlverhaltens „in den Stand der Arbeiter" erhoben wurden. Diese Menschen konnten das Nötigste auf Karten kaufen, erhielten 400 Gramm Brot am Tage; andere Lebensmittel je nach Zuweisung und Vorrat. Auch in Zeiten, die nicht unter offizieller Hungersnot stehen, ist ihr Lebensstandard lange nicht so hoch bemessen wie der eines westeuropäischen Durchschnittsarbeiters.

Zur dritten Klasse gehörten: die Hausfrauen, überhaupt alle Frauen, die nicht Arbeiterinnen waren, so die kleinen Angestellten und Verkäuferinnen. Wie sie werden auch die Kinder unter 16 Jahren beliefert. Sie erhielten nur 200 Gramm Brot und entsprechend weniger Fleisch, Milch und Eier. Allerdings erhielten die Kinder in verschiedenen Schulen Zusatznahrung.

Zur vierten Klasse gehörten: die selbständigen Bauern und Handwerker, die Gewerbetreibenden, Geistlichen und Arbeitslosen. Sie erhielten überhaupt keine Lebensmittelkarten und mußten sich alles im freien Handel kaufen, soweit sie Geld dazu hatten. Mit anderen Worten, sie waren hauptsächlich auf den Bettel angewiesen, besonders die Geistlichen, von denen ein auch heute noch gültiges Gesetz sagt: Sie haben kein Recht auf Arbeit.

Allerdings erhielten damals die Vertreter der verschiedenen Klassen nicht einmal die von mir erfragte und ihnen auf dem Papier zustehende Menge der Lebensmittel, weil der Hunger, der auf dem Lande Millionen das Leben kostete und die Bauern zum Betteln in die Städte trieb, sich natürlich auch in den Städten bemerkbar machte. Stalin hatte zwar die Städte nach der Ernte wie immer mit den nötigsten Lebensmitteln eindecken lassen, weil die Durchführung der Aufrüstungspläne sonst in Frage gestellt worden wäre. Nach Abschaffung des Kartensystems Ende 1935 hat sich der Lebensstandard der russischen Arbeiter noch um mehr als die Hälfte gesenkt.

Schleichhandel und Preisgestaltung

Die Knappheit der Ware führte zu einem uns geradezu unvorstellbaren Steigen der Preise durch den Schleichhandel.

Die in der bolschewistischen Propaganda vielgepriesene Abschaffung des Kartensystems, nach einem Beschluß des Rates der Volkskommissare der UdSSR. am 25. 9. 1935, ist auch keineswegs auf die Tatsache zurückzuführen, daß die Ware reichlicher auf den Markt geworfen wird. Die Maßnahme ist vielmehr ein Verlegenheitsprodukt der Warenknappheit, weil es nicht einmal mehr möglich war, die Konsumvereinshäuser mit den auf die Karten auszuhändigenden Erzeugnissen zu beliefern.

Über die Preisgestaltung in der Sowjetunion gibt die Sowjetpresse selbst die besten Belege. „Sa Industrialisaziju" berichtet beispielsweise am 18. 2. 1937, daß das Karl-Marx-Werk für eine Seidenzwirnmaschine, deren Herstellungskosten sich auf 14 575 Rubel belaufen, 53 286 Rubel verlangt. Bei anderen Maschinen sei das Verhältnis das gleiche. Am 14. April 1937 berichtet dieselbe Zeitung, daß die Werkzeugmaschinenfabrik „Krassnyj Proletarij" für ein Ersatzteil zu einer von ihr selbst gelieferten Horizontalbohrmaschine, dessen Anfertigungskosten 120 Rubel betragen, 7500 Rubel verlangte. Daß bei einer solchen Preispolitik der wahre Wert der Erzeugnisse und der Löhne nicht festzustellen ist, ist verständlich.

Indirekte Besteuerung

Eine weitere Beobachtung, die ich machte, war die, daß die indirekte Besteuerung in der Sowjetunion höher ist als in irgendeinem kapitalistischen Lande der Welt. Die Arbeiter wurden bei allen möglichen Gelegenheiten gezwungen, Stunden-, Wochen- oder gar Monatslöhne „freiwillig" zu zeichnen, entweder zum weiteren Ausbau der „Roten Armee", der Luftflotte oder irgendeiner Einrichtung oder Maßnahme, die bestimmt ist, die Herrschaft der neuen politischen Herrscherschicht in der Sowjetunion zu verewigen oder über die ganze Welt auszudehnen. Wer sich weigerte, „freiwillig" zu zeichnen, war ein „Konterrevolutionär", und das ist in der Sowjetunion gleichbedeutend mit Verbannung oder Tod.

Wohin ich auch sah: Unrecht, Barbarei, zertretene Menschenwürde und Knechtseligkeit, Armut, Geschmacklosigkeit, Überheblichkeit gepaart mit Unwissenheit oder Dummheit, Vorrechte, Klassengegensätze und immer wieder Klassengegensätze. Der Marxismus war zwar in der Lage, eine Klasse, nämlich die bürgerliche, auszurotten, dabei schuf er aber neue politische Klassen,

bei denen wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Vorrechte auf der einen Seite und die entsprechende Entrechtung auf der anderen Seite viel krasser in Erscheinung treten als in den kapitalistischen Ländern.

Ich mußte mir gestehen: Die innere Unwahrhaftigkeit des bolschewistischen Systems übertrifft nicht nur die eines jeden Landes, sondern auch die aller geschichtlichen Epochen. Unter der Parole der Gleichberechtigung wird die schamloseste Ausbeutung gerechtfertigt. Die Nutznießer dieses Systems sind keineswegs die Arbeiter, geschweige die werktätige Bevölkerung, sondern die Parteibeamten, Sekretäre, Direktoren, die Leiter der GPU. und der „Roten Armee". Die gewöhnlichen Parteimitglieder stehen sich nicht viel besser als die übrige Bevölkerung. Sie trösten sich mit der Aussicht, vielleicht einmal in eine nutzbringende Position hineinzuwachsen.

Hat sich seither etwas geändert?

Daß sich die Verhältnisse in den letzten Jahren trotz der erzwungenen unmenschlichen Opfer der Arbeiter und Bauern der Sowjetunion keineswegs gebessert haben, beweist am besten die sowjetrussische Presse selbst, der man gewiß nicht nachsagen kann, daß sie bestrebt sei, ein möglichst ungünstiges Bild vom sowjetrussischen Staate zu entwerfen. Diesen gewiß selbst von den Bolschewisten als „objektiv" anerkannten Zeugen lasse ich deshalb nun als letzten aufmarschieren.

So achtet der staatskapitalistische Bolschewismus die Arbeiter:

Arbeiterentlohnung

Das amtliche Organ der georgischen Sowjetrepublik „Sarja Wostoka" vom 26. April 1937 berichtet:

„Die Bauern des Gudautschen Dorfsowjets, die im Laufe des Jahres 1936 an der georgischen Heerstraße arbeiteten, haben bis heute ihren Lohn (etwa 25 000 Rubel) nicht erhalten. Nach Beendigung dieser Arbeiten hat man die Arbeiter entlassen, ohne sie zu entlohnen. Es muß gesagt werden, daß das Verhalten der Verwaltung diesen Arbeitern gegenüber während der ganzen Zeit ausgesprochen herzlos war. So zum Beispiel wurde dem Vorarbeiter Butschusi, der 35 Jahre auf der Chaussee arbeitet, am 27. März durch einen herabfallenden Stein der Brustkorb zerquetscht. Die Verwaltung, die das am folgenden Tage erfuhr, hat keine Sorge um ärztliche Hilfe für den Verunglückten getragen. Butschusi starb am 2. April 1937."

Zustände in den Betrieben infolge der immer mehr verschärften Ausbeutung

„Sa Industrialisaziju“ vom 30. Juni 1937 schreibt u.a.:

„Auf der ‚Rot-Ural-Kupferhütte‘ ist es wegen mangelnder Ventilation unmöglich, ohne Gasmaske zu arbeiten. Die Luft ist erfüllt von Schwefelgasen ....“ „Das Ausschlackwerk der Elektrolytkupferfabrik Pyschinski, dessen Räume mit giftigen Gasen durchdrungen sind, besitzt weder eine Entlüftungsanlage, noch ist eine solche vorgesehen.“

„Die Ventilationstechnik steht überall sehr tief, etwa auf der Stufe, wie wir sie zu Anfang unseres Jahrhunderts hatten.“ (Also in der Zarenzeit., D. V.)

„Die in den Bergwerken zur Anwendung kommenden Entlüftungsanlagen sind veraltet und zudem, auch bei fabrikneuem Einbau, fehlerhaft.“

„Die Projektion der Ventilationsanlagen geschieht nach einem Schema, das bereits vor fünf bis zehn Jahren festgelegt wurde und sich auf Material stützt, das 30 Jahre alt ist. Die Projekte selbst nehmen keine Rücksicht auf die speziellen Eigenheiten der einzelnen industriellen Werke und sehen die Ventilationsanlage rein schematisch vor.“

Weiter berichtet die Zeitung noch, daß seitens des Volkskommissariats für Gesundheit und durch das Kommissariat für Schwerindustrie eineinhalb Milliarden Rubel für Ventilationsanlagen ausgegeben wurden, die nicht funktionieren und nach alter Schablone errichtet wurden.

„Von 82 großen Fabrikanlagen des Bezirkes Moskau hatten nur sechs eine mit den Entlüftungsanlagen vertraute Bedienung.“

Unfallverhütung ist Nebensache

„Sa Industrialisaziju“ vom 29. Juli 1937:

„In den meisten Fabriken und Werken sieht es mit der Unfallverhütung schlimm aus. Die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen ist in der letzten Zeit häufiger geworden. Als besonders krasses Beispiel dafür kann das Donbaß (das Donez-Bergwerksgebiet) gelten. Unfälle größeren Maßstabes sind hier häufig. Vor nicht zu langer Zeit hat sich z. B. eine große Explosion ereignet, die viele Menschenleben forderte. Einstürze, Mängel und Fehler an den elektrischen Einrichtungen, das Fehlen jeglicher Gasschutzeinrichtungen und Vorschriften usw. ziehen dauernd Unglücksfälle nach sich. Allein die Einstürze verursachen fast ein Drittel aller Unglücksfälle. Nicht einmal die nötigsten Unfallverhütungseinrichtungen sind vorhanden und nicht einmal die grundlegendsten Vorschriften bekannt. ‚Die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit der einzelnen Dienststellen und Beamten geht so weit‘, sagt das Blatt, ‚daß in den Werken und Fabriken überhaupt keine Anweisungen und Plakate für die Unfallverhütung vorhanden sind.‘“

Haßausbrüche gegen die Antreibermethoden der Stachanow-Arbeiter

„Sa Industrialisaziju" vom 20. Juli 1937:

„Am 11. Juli wurde während der Arbeitszeit in der Gummireifenfabrik der Stachanow-Arbeiter Aspedow ermordet. Am 16. Juli ist unter ähnlichen Umständen der Stachanow-Arbeiter Titow ermordet aufgefunden worden. In beiden Fällen handelt es sich um wohlvorbereitete Racheakte des Klassenfeindes, die von einer Gruppe der der Stachanow-Arbeit feindlich gegenüberstehenden Arbeiter organisiert worden sind!"

„Freiwillige" Stachanow-Leistungen

Die „Leningradskaja Prawda" Nr. 287 berichtet, daß die Leiter des Dsershinsky-Webstoffwerkes Mitte November 1936 den Arbeiterinnen einfach eröffneten, daß sie von nun ab nicht mehr als Stachanow-Arbeiterinnen geführt würden, bis sie 60 Webstühle bedienen würden. Die besten Weberinnen arbeiteten dann bis auf 55 Webstühlen und erhielten außerdem schlechtes Webmaterial. Die Branchenkonferenz führte einfach eine neue Norm — 60 Webstühle — ein.

Lebensmittelversorgung der Bergarbeiter des Dongebietes

„Sa Industrialisaziju" vom 17. Juli 1937 bringt einen Bericht über die Verpflegung der Bergarbeiter des Dongebietes und läßt dabei verschiedene Arbeiter sprechen.

Kondratow, der Vorsitzende des Schachtkomitees der Schächte 14/17, sagt aus:

„Im Schachtladen gibt es keine Grütze; Fleisch wird sehr selten ausgegeben, meist ist es noch dazu schlechter Qualität. Fisch gibt es auch nicht. Ich weiß nicht einmal mehr, wann der letzte Fisch im Laden verkauft wurde."

Timtschenko, der Schachtkomiteevorsitzende von Schacht 7, sagt:

„Es ist heute noch genau wie früher. Es gibt sehr wenig Lebensmittel. Auch Fette werden sehr selten ausgegeben .... Vorhanden sind industriell hergestellte Süßwaren, Tabak und Kleinkinderspielzeug. Wie es vordem war, so bilden sich auch jetzt jeden Morgen lange Reihen von Bergarbeiterfrauen vor den Läden, die hier stundenlang ausharren, bis man ihnen sagt, daß diese und jene ernährungswichtigen Lebensmittel nicht vorhanden seien. So geht es Tag für Tag."

Der Berichterstatter der Zeitung fügt hinzu:

„Die Schächte liegen in einem Rayon, der von einem ausgedehnten landwirtschaftlichen Gebiet mit Viehzucht und Gemüsebau umgeben ist. Es müßte also möglich sein, die Arbeiter mit den erforderlichen Lebensmitteln zu versehen. Doch bringen es die Handelsorganisationen der Sowjetunion nicht einmal soweit, in den Schachtläden des Dongebietes Zwiebeln, Rüben und Gurken zu liefern."

Warennot

Ein Artikel der „Tichookeanskaja Swesda" Nr. 50, 1937 schildert die Warennot in der Sowjetunion in folgender Weise:

„Vor den Brotläden stehen Menschen täglich Schlange. Es wird so wenig Brot gebacken, daß viele Bürger, nachdem sie drei bis vier Stunden in der Schlange gestanden haben, ohne ein Stück Brot nach Hause gehen müssen. In den meisten Kaufhäusern herrscht großer Warenmangel. Man kann wochenlang nach Kartoffeln, Mehl und Kohl suchen. Solche Artikel, wie Nadeln, Wäsche, Anzüge und Mäntel, sind überhaupt nicht vorhanden. In der Stadt Blagowestschensk ist das größte Kaufhaus fast leer."

Keine Krankenhäuser

Die Moskauer „Iswestija" vom 3. März 1937 schreibt in der Form eines Briefes an den Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare:

„In den Städten und im Dorf wird ein scharfer Mangel an Krankenhäusern empfunden. In Pawlowo (bei Gorki) wurde 1931 mit dem Bau eines Krankenhauses für 160 Betten begonnen. Es ist heute, nach sechs Jahren, nicht fertig. Ein neues Krankenhaus für 60 Betten in Moskau kann noch immer nicht eröffnet werden, weil ‚einige Kleinigkeiten' fehlen, die nicht aufzutreiben sind. Seit 1932 wird ein Krankenhaus des Werkes Elektrostalj gebaut, es konnte nicht zu Ende geführt werden, weil keine Ziegel vorhanden sind."

„Tscheljabinskij Rabotschij" vom 8. Juni 1937:

„Das städtische Krankenhaus in Tscheljabinsk macht einen niederschmetternden Eindruck. Die Fußböden sind gänzlich verfault, die Räume viel zu eng und die Einrichtungen zum größten Teil unbrauchbar geworden. Betten gibt es sehr wenig, so daß die meisten Kranken auf Tischen schlafen müssen. Viele Kranke können überhaupt nicht aufgenommen werden."

Wohnverhältnisse

Die Zeitung „Bakinskij Rabotschij" vom 28. Juni 1937 berichtet unter obiger Überschrift, daß sich in Baku, Kraßnopreßnenskajastraße, zwei Arbeitermassenquartiere befinden, in denen 1000 Menschen untergebracht sind. Sie schildert dann wörtlich folgendes: „Der Platz, an dem beide Häuser stehen, stellt eine halb ausgepflasterte Pfütze dar, wo das Regenwasser zusammenfließt und stehenbleibt. Der ganze Platz wurde zu einer Zucht- und Brutstätte für Mücken und Schnaken, zu einem Herd der Ansteckung. Dieser Zustand wurde noch gefördert durch einen in der Nähe liegenden Schuppen — die Gemüsezentrale. Man kann sich ein Bild hiervon machen und wird auch begreifen, in welchem Maße die Gemüsezentrale die Pfütze mit faulem Salat, Stengeln usw. verbessern wird.

Das Pfützenwasser versickert langsam... in die Fundamente der Häuser und verursacht hier Nässe und anderen Schaden .... Dieser Zustand besteht bereits fünf Jahre. Wiederholt haben wir uns an den Stadtsowjet von Baku und die Polizei gewandt — aber es hilft alles nichts.“

Die Stellung der Frau in Theorie und Praxis

Theorie: Die Verfassung sagt:

„§ 122. Die Frau in der UdSSR. hat dieselben Rechte wie der Mann auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen und öffentlichen Lebens.

Die Möglichkeit, diese Rechte der Frauen zu verwirklichen, wird gesichert durch die Überlassung eines gleichen Rechtes an die Frauen wie an die Männer auf Arbeit, Arbeitslohn, Erholung, soziale Versicherung und Bildung, durch den staatlichen Schutz der Interessen von Mutter und Kind, durch Bewilligung des Urlaubs für die schwangere Frau mit fortlaufendem Lohn, durch ein breites Netz von Wöchnerinnenkliniken, Kinderkrippen und Kindergärten.“

Zur „Fürsorge” für Mutter und Kind

Die Zeitung „Sowjetskaja Sibir“ vom 12. Mai 1937 berichtet über folgenden Vorfall, der sich im Taiginskigebiet ereignete:

„Die schwangere Kolchosarbeiterin A. Naumowa hat sich mehrmals an den Kolchosverwalter mit der Bitte gewandt, ihr Fahrtmöglichkeit zu geben, um nach dem nächsten Krankenhause gebracht zu werden. Dieser wies sie immer wieder mit den Worten zurück, daß dies nicht seine Aufgabe sei. Als die Naumowa die ersten Wehen fühlte, hat man sie in einer Waschstube untergebracht. In demselben Augenblick erschien der Kolchosverwalter und warf sie in den Vorraum hinaus, unter dem Vorwand, daß er sich waschen wolle.

Auf dem schmutzigen Boden des Vorraumes brachte die Naumowa ihr Kind zur Welt. Nach der Geburt wurden Mutter und Kind in das Frauenheim eingeliefert. Nach zwei Tagen erschien dort wieder der Kolchosverwalter und befahl der Mutter, das Heim sofort zu verlassen, da sie entlassen sei. Daraufhin wurde die Naumowa aus dem Frauenheim hinausgeworfen. Man hat ihr dabei nicht einmal den restlichen Lohn ausgezahlt.“

Mutterschaft

„Krasnaja Karelia“, Nr. 77, 1937:

„Die schwangere Arbeiterin Druschinina hatte mit Mühe und Not für die Zeit der Entbindung einen Urlaub bekommen. Bei der Abrechnung hat man sie be-

trogen und ihr nur zwei Drittel ihres Lohnes ausgezahlt. Als sie dann zurückkehrte, teilte man ihr mit, daß man sie jetzt nur als Hilfsarbeiterin anstellen könne. Sie beschwerte sich bei der Direktion, die ihr aber die Antwort erteilte, daß ‚das Werk kein Kinderheim sei'. Sie suchte sich eine andere Stellung. Hier ließ man ihr nicht einmal Zeit, ihr Kind zu nähren. Am Ende ihrer Kräfte, wandte sie sich an den Staatsanwalt. Aber — Erfolg hatte sie nicht."

Kinder gehen verloren

„Iswestija" vom 18. Februar 1937:

„In Smolensk erschien vor zehn Jahren die kranke Bürgerin Nikonowa in der dortigen Abteilung für Volksbildung und bat, ihren siebenjährigen Sohn Kolja für die Zeit ihrer Krankheit in einem Kindergarten unterzubringen.

Einige Monate später kam die Bürgerin nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus wieder, um ihren Jungen abzuholen. Man konnte ihr aber nicht sagen, wo das Kind hingekommen war. Und nun bemüht sich die Unglückliche seit zehn Jahren immer von neuem bei allen möglichen Behörden, den Aufenthaltsort ihres Sohnes zu erfahren. ‚Kommen Sie in einigen Tagen wieder', ist die einzige Antwort, die man ihr geben kann."

Frauen als Schwerarbeiter

Das amtliche Organ des Justizkommissariats stellt fest, daß in der Sowjetschwerindustrie 40 Prozent der Arbeiter Frauen sind.

Das Schicksal der Bauern im Kolchos

„Soz. Semledelije" vom 11. Juli 1937 berichtet aus Kolchosen. Hier eine kleine Auslese:

Das Woroschilowskij-Kolchos berichtet u. a.:

„Die Kolchosleitung verpachtete an Einzelgänger Wiesenland für eine Pacht von 800 Rubel. Dieses Ereignis wurde gefeiert durch eine zweitägige Sauferei, an der auch der Vorsitzende der Revisionskommission teilgenommen hat.... Im vorigen Jahre sammelte der Kolchosvorsitzende bei den Bauern Geld, um für das Kolchos Vieh zu kaufen. Das Geld eignete er sich an. Die Kolchosleitung erhielt für die Kartoffelablieferung der Kolchosbauern eine Summe Geldes, die aber nie an die Kolchosbauern verteilt wurde, vielmehr in den Taschen der Kolchosleitung hängen blieb. Die an die Staatsanwaltschaft gegebene Anzeige blieb bis heute unberücksichtigt...."

Kolchos „Kim" berichtet in derselben Zeitung:

„Der Kolchosvorsitzende... fälschte zu seinem persönlichen Vorteil Kaufunterlagen..... Die Revisionskommission entdeckte außerdem eine Reihe anderer Fälle groben Amtsmißbrauches. Die Kolchosversammlung beschloß

daher, den Vorsitzenden zu beseitigen und die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft zu übergeben. Der Staatsanwalt jedoch schlug die Anzeige nieder und erklärte, daß es sich hier — um Kleinigkeiten handele. In der Stalinschen Konstitution sei zum Ausdruck gebracht, daß man seinen Genossen liebevoll behandeln müsse.“

Kolchos „Sozialistische Felder“ teilt mit:

„Der Kolchosvorsitzende verkauft die Kolchoskühe und -pferde aus; das dafür vereinnahmte Geld verzecht er mit dem zweiten Vorsitzenden. Mit uns (den Kolchosbauern) hat er noch nicht für die Jahre 1935 und 1936 abgerechnet. Wir wollten diesen Vorsitzenden absetzen, doch wurde dies von der Behörde abgelehnt. Über all diese Widerlichkeiten haben wir der Zeitung ‚Weg der Kommune‘ berichtet, die aber weder geantwortet noch unsere Zuschriften veröffentlicht hat.“

In der Sowjetzeitschrift „Justizija“ Nr. 4, 1937, schilderte ein längerer Artikel die Lage in der Kolchoswirtschaft. Eine kleine Auslese der traurigen Bilder hier:

„Die Vorsitzenden des Kolchos im Skopin-Rayon (Gebiet Moskau) sind notorische Säufer, die systematisch die Kolchosbauern schlagen und terrorisieren.“

„Der Kolchosvorsitzende Leksin (Petrowsker Rayon, Gebiet Saratow) schloß eigenmächtig und ungesetzlicherweise 27 Kolchosbauern aus. Das Inventar ließ er den ganzen Winter unter freiem Himmel stehen.“

„In vielen Kolchosen ist eine Auferlegung von Strafen die beliebteste Verwaltungsmaßnahme. Nicht nur die Kolchosvorsitzenden, sondern selbst die Brigadiere verhängen eigenmächtig Strafen. Das Ungewöhnlichste wird bestraft, selbst ungenügende Ehrerbietigkeit gegenüber dem Kolchosvorsitzenden! ... Die Strafen gehen bis zu 30 Arbeitstagen.“ (D. h., solange wird der Lohn entzogen. D. V.)

„Der Vorsitzende des Kolchos ‚Morgenrot der Freiheit‘ (Rayon Pensa, Gebiet Kujbyscheff), Darwin, verhängte eigenmächtig über 98 Bauern Strafen bis zu zehn Arbeitstagen. Eine Begründung lautete z. B.: ‚... mähte Gras für seine Kuh‘, wofür eine Strafe von drei Arbeitstagen verhängt wurde. Zu sich selbst war Darwin weniger streng. Er verstand es, sich 779 kg Brot über das ihm zustehende Maß zukommen zu lassen.“

„Schwangere Kolchosbäuerinnen erhalten entweder überhaupt keinen Urlaub und müssen unter Androhung von Strafen bis zum letzten Tage arbeiten, oder sie bekommen wohl einen Urlaub, doch wird für diese Zeit jegliche Entlohnung eingestellt.“

„Der stellvertretende Vorsitzende eines Kolchos im Rayon Asow-Schwarzmeer, Gluchow, versagte acht Kolchosbäuerinnen die Entlohnung für die Zeit ihres Urlaubs während der Schwangerschaft.“

„Der Vorsitzende des Schewtschenko-Kolchos (Alexejeff-Rayon, Gebiet Kujbyscheff), Iljin, gewährte von 13 schwangeren Bäuerinnen keiner einzigen

Urlaub und zwang sie unter Androhung von Strafen zur Verrichtung von Feldarbeiten.“

„In einem Kolchos des Stalin-Rayons (Asow-Schwarzmeer-Gebiet) verhielt sich der Leiter Grischtschenko höhnisch und schamlos gegenüber einer Bäuerin, die zur Entbindung ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Er lehnte es ab, ein Fuhrwerk zur Verfügung zu stellen. Endlich konnte ein solches gefunden werden, aber es war zu spät — die Bäuerin gebar unterwegs. Das Kind erstickte und die Mutter war lange Zeit schwer krank.“

„Ein Brigadier eines Kolchos im Rayon Kirschansk (Gebiet Woronesch) lehnte die Bitte eines Bauern ab, ihm ein Gespann zum Transport seiner kranken Mutter ins Krankenhaus zur Verfügung zu stellen. So mußte diese auf einem Handschlitten befördert werden. Noch vor Einlieferung ins Krankenhaus verstarb die Frau.“

„Man kann Dutzende von Fällen (!) anführen, in denen für die unwesentlichsten Vergehen die Kolchosbauern vor Gericht gestellt und dann zu Zwangsarbeit (!) verurteilt werden.“

Lehrerbesoldung

„Soz. Semledelije“ vom 11. Juli 1937:

Sieben Lehrer verschiedener Kolchose schreiben: „Wir Lehrer der Kolchosschulen des Rayons Torbejewo haben seit April d. J. kein Gehalt bezogen ... Am 9. Mai legte das Volkskommissariat für Finanzen dem Rayonfonds nahe, die Forderung zu zahlen. Der Fondsvorsitzende jedoch erklärte: ‚Alle Lehrer sind Faulenzer ... ich bezahle nichts, und niemand wird mir was anhaben können ...‘ Noch zweimal verfügte das Volkskommissariat für Finanzen, daß unsere Forderung zu begleichen sei, schwieg dann aber, als es sah, daß man ihm keine Beachtung schenke. Ebensowenig Erfolg hatte eine Beschwerde an das Volkskommissariat der Sowjetlandwirtschaft. Am 1. Juli haben die Ferien begonnen — aber mit uns hat man bis heute noch nicht abgerechnet.“

Erntemißstände eine selbstverständliche Folge

Die Ernte von 1937 ist ebenfalls wieder in Gefahr. Einige Beispiele der sowjetrussischen Presse.

Die „Prawda“ vom 4. Juli schreibt:

„... Das geerntete Getreide bleibt in zahllosen Fällen an Ort und Stelle liegen. Man muß die Ernte aber nicht nur einsammeln, sondern sie auch bewahren. Im Kolchos ‚Krasnij Gigant‘ liegen 20 000 Pud, in den Kolchosen des Siwasch-Rayons liegen 25 000 Pud fest .... Die Verluste sind sehr groß. Es geht viel Getreide beim Auf- und Abladen verloren ....“

Am 6. Juli d. J. schreibt dieselbe Zeitung: „Die Verluste im Asow-Schwarzmeer-Gebiet betragen 2 bis 3 Zentner je Hektar — 100 ha Roggen im Gebiet von Belokalitwensk sind überreif, die Körner fallen aus den Ähren ...

In der Krim ist, verursacht durch einen schadhaften Mähdrescher, ein Brand entstanden, wobei 25 ha Weizen verbrannten .... Häufig sind Brände im Rayon Krasnij Perekop. Dort gab es in der letzten Woche 13 Schadenfeuer . . . Die Mähdrescherführer stehen den Bränden hilflos gegenüber, da sie nicht mit den nötigen Löschmitteln versehen sind."

Die „Iswestija" vom 4. Juli berichtet:

„Die ersten Tage der Ernte haben die mangelhafte Vorbereitung des Mähdrescherparks gezeigt, die ernstesten Mängel in den Reparaturarbeiten und in ihrer technischen Bedienung, sowie als Folge hiervon ihr großer Leerlauf, sodann die mangelhafte Arbeitsergiebigkeit und schließlich die großen Verluste bei Einbringung der Ernte. Im Asowgebiet sind 700 Mähdrescher noch immer nicht repariert, und in Dnjepropetrowsk steht ein Viertel aller Mähdrescher still ...."

Am 14. Juli schreibt dieselbe Zeitung:

„Auf der Tenne und einfach auf den Feldern allein des Dnjepropetrowsker Gebietes liegen nach sehr bescheidenen Berechnungen mindestens 15 Millionen Pud Getreide .... In derselben Zeit kann man in der Hochsaison der Erntearbeit Hunderte von Wagen und Maschinen der Kolchosdörfer auf den Märkten antreffen."

Zu den „Leistungen" der Industrie

Autofabrikation

Die landwirtschaftliche Zentralzeitung „Soz. Semledelije" vom 12. Juli 1937 schreibt:

„Die Qualität der von dem Gorki-Werk gelieferten Automobile hat sich in der letzten Zeit weiterhin bedeutend verschlechtert .... Zu den allgemein bekannten Schäden treten täglich neue hinzu. In der Regel haben die gelieferten Wagen schiefe Windschutzscheiben, die die Sicht derart behindern, daß sie die häufigsten Ursachen der vielen Unglücksfälle bilden. Die Akkumulatoren sind meist schon nach einer kurzen Fahrt unbrauchbar, da sie aus schlechtem Material hergestellt sind. Auch mit den Kugellagern sieht es nicht anders aus. Schon nach wenigen Kilometern Fahrt sind die Wagen reparaturbedürftig ...

Die Radnaben und Bremstrommeln sind schief und daher nicht verwendbar. Die Hinterradfederung ist bei den meisten Wagen bald ausgeleiert. Die Achslager verbiegen sich, daher läuft das eine Ende nach vorn, das andere nach hinten. Bruch an den Schweißstellen ist an der Tagesordnung."

Und der Bericht eines Ingenieurs über die Montage eines Kraftwagens lautet:

„Bei der Montage stellt es sich heraus, daß die Einzelteile ungenau abgemessen und auch so hergestellt worden sind. Am meisten leiden die Karosserieteile darunter ...."

Reparaturen

„Kirowskaja Prawda“ vom 4. Juni 1937 berichtet, daß sich Dutzende von Beispielen dafür anführen lassen, daß die ausgebesserten Lokomotiven kaum einige Kilometer weit kommen. Am 2. Juni 1937 wurde die Lokomotive Nr. 71 745 nach erfolgter Überholung in den Verkehr gestellt. Mit Ach und Krach brachte die Maschine ihren Zug mit zweistündiger Verspätung zum Ziel. Unterwegs mußte sie zweimal Pause machen, um den „erforderlichen Dampf“ zu sammeln. Endlich mußte auf der Station Bystrjagi der gesamte Zug so lange angehalten werden, bis die Lokomotive notdürftig repariert war.

Die Zeitung berichtet weiter:

„Die Lokomotive Nr. 71 739 brauchte für eine Strecke von 47 km nicht weniger als fünf Stunden Zeit, da die Pumpe nicht ordnungsgemäß repariert war ....“

Auch sie glaubten an Moskau

Von den aus der Sowjetunion zurückgekehrten Schutzbündlern schrieben fünf eine Broschüre: Karl Wenninger, Ludwig Zeunek, Johann Kupecek, Josef Loidl und Alfred Herold, „Zweimal auf der Flucht“ und schilderten ihre Enttäuschung über die Zustände in der Sowjetunion.

Das ist nur eine kleine Auslese der von der Sowjetpresse selbst geschilderten Zustände im „Vaterlande aller Werktätigen“. Sie sind die schlagendste Widerlegung der in derselben Presse erscheinenden Leitartikel und Kongreßberichte.

Mancher Westeuropäer wird sich fragen, inwiefern es im Lande Stalins erlaubt ist, solch kritische Stimmen in der Presse laut werden zu lassen.

Dieser Auspuff der allgemeinen Unzufriedenheit und Zersetzungserscheinungen ist eins der geschicktesten Mittel Stalins und seiner Trabanten, die Aufmerksamkeit der unglücklichen Bevölkerung von den Hauptschuldigen abzulenken. Abgesehen davon, daß der Sowjetbürger das Ausland nicht kennt und infolge der bolschewistischen Propaganda zum Teil die tollsten Vorstellungen davon hat, liegen die Industriegebiete, die Städte und Dörfer so weit voneinander entfernt, daß eine Verständigung der Bevölkerung im Vergleich zu den westeuropäischen Ländern nur sehr schwer möglich ist.

Diese Kritiken, die in Wirklichkeit nur im Bild der allgemeinen Zustände in der Sowjetunion wiedergeben — wie man leicht an Hand der Gesamtpresse der Sowjetunion feststellen kann —, sollen in den einzelnen Gebieten, Industrien, Kolchosen usw. den Eindruck erwecken, als handle es sich um Ausnahmezustände, die die Entrüstung der bolschewistischen Machthaber wachrufe und von ihnen keineswegs durch ihre Politik herbeigeführt werden.

Demselben Zwecke dienen ja auch die sogenannten Schädlingsprozesse, die zur Zeit unter der Firma „Trotzkistenprozesse" geführt werden.

Sie haben zu beweisen:

Nicht das System, nicht die herrschende Clique sind schuldig. Schuld an diesen Mißständen tragen allein diese „Trotzkisten", diese Schädlinge, Landes- und Hochverräter. Sie treten in der Sowjetunion geradezu herdenweise auf, aber das ist angesichts der Allgemeinzustände schon notwendig zu behaupten und zu „beweisen", da sonst auch dem dümmsten Sowjetbewohner der Bankerott des Systems offenbar werden muß.

Die neue Sowjetverfassung und die Moskauer Schauprozesse

Die bürgerlichen Politiker der demokratischen Staaten Westeuropas berufen sich bei ihrer Bündnispolitik mit der Sowjetunion und der Bildung einer sogenannten „demokratischen Friedensfront", die den Zweck hat, den Krieg vorzubereiten, auf die neue Verfassung, die Stalin seinem Lande gibt, und wollen in ihr einen „neuen Typ" der Demokratie erblicken. Hätten sie sich die Mühe gemacht, die Sowjetverfassung auch nur oberflächlich zu studieren, und dann die durch das Interview Stalins und Molotows mit Howard bekanntgewordenen Vorschläge aufmerksam zu lesen, dann hätte ihnen keinesfalls verborgen bleiben können, daß diese famose Verfassung lediglich eine Stärkung der Diktatur Stalins und seiner Clique im Auge hat. Mit ihrer Fassade hofft Stalin seine Bündnisfähigkeit für westeuropäische Demokratien zu beweisen. Mit ihrer Durchführung wird er den letzten Rest von Opposition gegen sein blutiges Willkürregiment in der Sowjetunion ausrotten. Die Verwirklichung der marxistischen Machttheorie läßt ihm keine andere Wahl.

Welche Mittel er zur Durchführung seiner Pläne benutzt, beweisen die Moskauer „Trotzkistenprozesse". Wenn die Angeklagten sich vielleicht damit getröstet haben, daß ihre westeuropäischen ehemaligen Freunde hellhörig würden, wenn sie sich nachweisbar in der wahnwitzigsten Weise selbst beschuldigten, so haben sie sich geirrt. Selbst der englische Abgeordnete Mr. Pritt, kings councellor, ließ sich davon „überzeugen", daß die Angeklagten alle jene abenteuerlichen Verbrechen begangen haben, deren sie sich beschuldigten. Anderseits wundert sich eben diese liberale Welt, daß zur Zeit der Hexenprozesse die Folterknechte und ihre sadistischen Befehlshaber es fertiggebracht hatten, ganze Völker in einen Zustand der Raserei zu versetzen, der sie an jede Tollheit glauben ließ. So kommt es denn heraus: Nicht Stalin ist der Vater des Terrors, nein, die Opfer seines blutigen Terrors, sie allein waren Terroristen und haben den Tod verdient. Nachdem er nun mit Hilfe der „Trotz-

kistenprozesse" die Linke physisch ausgerottet hat, kommt die Rechte an die Reihe, und es wird wieder westeuropäischen Juristen überlassen bleiben, die Welt von der „Rechtmäßigkeit" dieser „Gerichtsverhandlungen" zu überzeugen.

Natürlich ist es möglich und sogar recht wahrscheinlich, daß in der Sowjetunion mit dem Gedanken von Attentaten gegen Stalin gespielt wird. Er selbst wird am besten wissen, weshalb. Deshalb läßt er sich ja auch so phantastisch bewachen. Wer, wie ich 1933, in der Sowjetunion den fürchterlichen Druck gefühlt hat, der auf der Bevölkerung lastet, der begreift, weshalb Kamenew von der „blutigen Diktatur Stalins" sprach. Die Situation war schon 1933 derart, daß jeder, der in den Verdacht geriet, die Alleinherrschaft Stalins und seiner Freunde zu gefährden oder sie nur nicht zu wünschen, Gefahr lief, durch einen Gewaltakt erledigt zu werden. Es war in den Reihen der kriecherischen Kominternfunktionäre schon fast etwas Alltägliches, über irgendeinen Genossen zu hören: „Man müßte ihn erschießen." Daß in einer solchen Atmosphäre, in der es geistige Waffen überhaupt nicht mehr gibt, der Gedanke an Attentate Platz greift, ist verständlich, besonders in Sowjetrußland, das eine Tradition des Terrors hat.

Aber mit diesen Prozessen und mit dieser Verfassung sollen getroffen werden:

1. die Jugend, die sich allmählich gegen geistige und politische Unterdrückung zu wehren beginnt,

2. die Arbeitersowjets der großen Industrien, die immer mehr Anstoß nehmen an den immer krasser zutage tretenden Klassenunterschieden,

3. die Rotarmisten, deren höhere Bildung sie kritischer macht, und die in Zeiten politischer Krisen doch eines Tages dazu übergehen könnten, die den Sowjets verfassungsgemäß garantierten politischen Rechte praktisch gegen die Diktatur Stalins in Anspruch zu nehmen. Deshalb die Ermordung der noch kurz vorher gefeierten Generale, um die Machtposition der herrschenden Parteiclique zu festigen.

Früher verkündeten die Kommunisten immer, daß das Sowjetsystem die „höchste Form der Demokratie" sei, und daß das gleiche, geheime und freie Wahlrecht nichts sei, als ein Betrugsmanöver der Kapitalisten, die es nur benutzten, um dahinter ihre tatsächlich ausgeübte Diktatur zu verbergen.

Die Arbeiter und auch die Rotarmisten hatten in den Sowjets ursprünglich bedeutende politische Vorrechte, die ihnen auch materielle Vorteile, besonders in wirtschaftlichen Krisenzeiten, brachten. Die Sowjets sollten angeblich den Aufstieg des Proletariats ermöglichen und ihnen Anteil an der Diktatur über die anderen Klassen und an der Gestaltung des politischen und öffentlichen Lebens geben. Aufgelöst sollten sie erst werden, wenn die Klassenunterschiede völlig verschwunden wären und der Sozialismus Tatsache geworden sei. Damit sollte dann aber jede Freiheitsbeschränkung in dieser sozialistischen Gesellschaft fallen, nicht nur die Diktatur sollte

verschwinden, auch der Staat als solcher absterben. Das ist die „Theorie", mit der die Arbeiter für die Diktatur des Proletariats eingefangen werden. Diese Rechte der Sowjets standen zwar schon längst nur mehr auf dem Papier, aber sie müssen beseitigt werden. Stalin hat die „klassenlose" Gesellschaft schon längst angemeldet; die Sowjetunion befindet sich nach seinen Ankündigungen längst „im Stadium des Sozialismus". Dann konnte es aber nach der marxistischen Theorie auch kein Proletariat mehr geben, und seine Diktatur müßte verschwinden. Aber über dieser „klassenlosen" Gesellschaft thront weiter die Diktatur Stalins und seiner Clique.

Das ist der unfehlbare Beweis dafür, daß Stalin und seine Trabanten eine neue Herrenschicht verkörpern, die nichts scheut, die unumschränkte Diktatur über ein geknechtetes Volk zu festigen.

Molotow begründete die Aufrechterhaltung dieser Diktatur damit, daß der Staat stark und konsequent sein muß im Kampfe gegen die Terroristen und Zerstörer des gesellschaftlichen Eigentums. Angeblich ist in der Sowjetunion also die „klassenlose, sozialistische Gesellschaft" Wirklichkeit geworden; aber das Leben ist in dieser famosen sozialistischen Gesellschaft so gefährdet, daß man zur Aufrechterhaltung der Ordnung Stalins blutige Diktatur keinesfalls entbehren kann. Und um diese „klassenlose, sozialistische Gesellschaft" zu verwirklichen, erlebte und erlitt das russische Volk Bürgerkrieg, Ausrottung oder Versklavung der bürgerlichen Klasse, Hungertod von Millionen Bauern, Prostituierung der Wissenschaft und Kunst, Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung und hat nun zum Schluß die Herrschaft einer neuen Clique, die anmaßender und gewalttätiger ist als je eine vor ihr in diesem unglücklichen Lande.

Die einzelnen Bestimmungen dieser neuen „Sowjetverfassung" sind charakteristisch. Im ersten Kapitel der neuen Verfassung wird der soziale Aufbau des Landes geregelt. Nach dem Wortlaut der Verfassung handelt es sich dabei um die sozialistische Bewirtschaftungsweise der sozialisierten Produktionsmittel und Reichtümer des Landes.

Wir haben von dieser Art „Sozialisierung" bereits festgestellt, daß theoretisch die Putzfrau so viel Anteil an einer Traktorenfabrik hat wie Stalin, daß sie aber nicht das Notwendigste zum Leben hat, während Stalin und die anderen Mitglieder der oberen Schicht alles haben, was eine Gesellschaft geben kann. Der Besitzer einer westeuropäischen Fabrik kann sie auch nicht in der Westentasche herumtragen. Es geht ihm auch nur besser als dem Arbeiter, aber der soziale Unterschied ist bei weitem nicht so groß wie in der Sowjetunion. Die Enteignung der Produktionsmittel brachte nicht den Sozialismus, sondern einen rücksichtslosen Staatskapitalismus, dessen unmittelbare Nutznießer Stalin und seine Clique sind, die über die Erträgnisse der Produktion ein weit größeres Verfügungsrecht haben als irgendein Besitzer von Produktionsmitteln in der privatkapitalistischen Welt. Der einzige peinliche Unterschied für die Arbeiter ist der, daß es in der Sowjetunion keine Stelle mehr gibt, bei der

der Arbeiter gegen die Ausbeutung und Knechtung protestieren kann, denn Stalin und seine Clique sind praktisch der Staat.

Neben dem „sozialisierten“ Besitz ist auch einiger „Privatbesitz“ zugelassen. Damit sind die Villen, Sommerhäuser, Autos, Schmucksachen usw. der herrschenden Klasse in Schutz genommen.

In den Bestimmungen über das Wahlrecht wird im § 141 festgelegt, daß alle öffentlichen Organisationen der Werktätigen Einfluß bei der Aufstellung der Kandidaten haben. § 126 bestimmt aber, daß die Kommunistische Partei den leitenden Kern aller Organisationen darstellt und somit allein das Recht erhält, die Wahlvorschläge zu machen.

Gewählt können also praktisch nur Stalins Trabanten werden, denn wer nicht zu ihnen gehört, wird aus dem leitenden Kern zeitig „hinausgesäubert“. Da die Arbeiter jetzt nicht mehr ihre Sowjets wählen, sondern dasselbe Wahlrecht haben wie die Nichtparteimitglieder und die rückständige Masse auf dem Lande, die die neuen krassen Klassengegensätze nicht so sieht wie die städtische Industriebevölkerung, beseitigt Stalin auf diese Weise bei Wahlen den größeren Einfluß der kritischeren Kreise und der städtischen Jugend.

Nachdem er erst mit Unterstützung der bei den früheren Sowjetwahlen bevorrechteten Arbeiter die Bauern enteignete, denen der Bolschewismus in der Revolution Land gegeben hatte, das sie sich den Kollektiven wieder abzugeben sträubten, entrechtet er jetzt die Arbeiter mit Hilfe der rückständigen Landbevölkerung.

Was es mit der Freiheit der Meinung und der Presse auf sich hat, beweisen die Schauprozesse. Meinungs- und Pressefreiheit waren ja auch vordem in der Verfassung „gewährleistet“, und doch sagt André Gide sehr richtig, daß in keinem Lande der Welt der Geist so geknebelt ist wie in der Sowjetunion. Dieser Zustand wird bei der Verschärfung der Diktatur keinesfalls gebessert. Freiheit der Presse und der Meinung würden Stalin und seine Clique in ein paar Monaten hinwegfegen.

Wer darf nun wählen, und wer wird gewählt? Die Wähler der gesamten Sowjetunion „wählen“ eine Kammer, und die Nationalitäten „wählen“ auch eine. Beide zusammen „wählen“ das Präsidium, das die oberste Vollzugsgewalt darstellt, aus Stalins Leuten besteht wie bisher und seine Politik, genau wie früher, betreibt. Durch diesen von westeuropäischen Politikern angebeteten neuen „Typ der Demokratie“ und die gleichzeitige Beseitigung der Sowjets wird lediglich verhindert, daß irgendein Vertreter der Opposition in das Präsidium hineinkommt, falls noch einer die „Nachwirkungen“ der Schauprozesse überleben sollte.

Interessant ist für den Westeuropäer auch die Nationalitätenpolitik, da Frankreich und die Tschechoslowakei von der Sowjetunion die Verteidigung ihrer nationalen Interessen erwarten und die Kommunisten auch in einem

„Sowjeteuropa" die nationalen Rechte zu wahren versprechen. Aus den autonomen Republiken Kasakstan und Kirgisien werden Bundesrepubliken gemacht. Diese Bündnisse haben aber dieselbe Färbung wie die Militärbündnisse. Die *Zentralgewalt* der Verwaltung liegt in *Moskau* und wird gleichzeitig bedeutend verschärft. Bei den von Stalin ersehnten „Vereinigten Sowjetstaaten von Europa" bliebe der Sitz der Zentralgewalt ebenfalls in Moskau, die einzelnen Länder könnten sich über die Frage der „nationalen Kultur" unterhalten, soweit davon etwas übrigbliebe.

Die größte Heuchelei liegt aber offensichtlich in der für Westeuropa offerierten „Duldung religiöser Kulte". Was hat es damit auf sich? Der Geistliche darf seinen Gottesdienst zwar abhalten, muß aber vom Bettel leben, denn seine Tätigkeit wird nicht als Arbeit gewertet. Er ist für den Bolschewismus ein asoziales Element und erhält als solches auch keine Lebensmittel. Will er arbeiten, um seinen Unterhalt zu verdienen, dann darf er nicht Geistlicher bleiben, denn „ein Geistlicher hat kein Recht auf Arbeit". Die Gläubigen, die noch in der Sowjetunion leben, sind arm, weil Mitglieder einer Religionsgemeinschaft keine bevorzugte Arbeit erhalten und meist auch keine Wohnung.

Für den kirchlichen Glauben darf nicht geworben werden, während die Gottlosenpropaganda vom Staate unterstützt und bezahlt wird und überall ihre Organisationen und in Moskau ihre Universität hat. Der Geistliche darf sich natürlich gegen die Gottlosenpropaganda nicht zur Wehr setzen. Der Staat zahlt jährlich große Summen an die Gottlosenuniversität in Moskau, die zahlreiche Gottlosenfunktionäre ausbildet und zur Bekämpfung der Religion aufs Land schickt.

Vor kurzem beschloß der Gottlosenverband von Sibirien, zur Feier des 20. Jahrestages der bolschewistischen Revolution im November vorigen Jahres, einen Eisenbahnzug herstellen zu lassen, der den Namen: „Der fliegende Gottlose" tragen wird. Er wird aus mehreren Waggons bestehen, in denen sich eine Druckerei, eine Radiostation, mehrere starke Lautsprecher, ein Kino sowie eine Ausstellung der „kirchlichen Greuel" befinden werden. Ein Wagen soll 200 Kinobesucher fassen. Der Zug ist für die Gottlosenpropaganda in Sibirien bestimmt. Kostenanschlag: eine Million Goldrubel.

Und zu den warmen Werbungen der Bolschewisten an die Katholiken ist sachlich festzustellen:

Von 120 000 orthodoxen Kirchen ist etwa die Hälfte verwüstet und abgerissen, fast alle übrigen profaniert und in Klubs, Fabriken, Kinos, Magazine, ja sogar in öffentliche Bedürfnisanstalten umgewandelt worden. Gab es vor der Revolution etwa 50 000 Priester und 66 000 Pfarrgeistliche, so sind bis Mitte 1936 etwa 42 800 von der Sowjetgewalt „liquidiert", d. h. ermordet, oder durch Verbannung, Zwangsarbeit, Hunger und Kälte zu Tode gemartert worden. Unzählig ist die Zahl der verbannten Geistlichen, die dasselbe Schicksal erwartet.

Gegenwärtig gibt es nur noch etwa 800 im Amt befindliche orthodoxe Geistliche. Meistens sind die Priester im öffentlichen Leben Handwerker, Kolchosbauern, Arbeiter oder sie üben sonst einen Beruf aus und versehen im geheimen ihren priesterlichen Dienst.

Von den 614 ehemals in Rußland bestehenden katholischen Kirchen und 581 Kapellen sind nur noch 11 geöffnet, an denen wenige in Freiheit befindliche Priester wirken. Es gab aber vor der Revolution in Rußland 8 katholische Bischöfe und 810 Geistliche.

Es hat sich also nichts gebessert. Der einzige Erfolg dieser neuen Verfassung, die der tschechische Außenminister Dr. Krofta einen „neuen Typ der Demokratie" genannt hat, ist die Stärkung der Diktatur Stalins und seiner Trabanten.

Das Resultat

Das System der 100prozentigen Verstaatlichung hat dem sowjetrussischen Arbeiter nur eins gebracht: *Statt vieler Arbeitgeber — einen.* Die Überlegenheit des wirtschaftlich stärkeren Arbeitgebers in den liberalen Ländern ist die Ursache der Ausbeutung. Diese Überlegenheit hat sich im Sowjetstaat gesteigert. Es ist nur natürlich, daß sich infolgedessen auch die Wehrlosigkeit der Arbeiter und ihre Ausbeutung durch den Kapitalisten (Staat) steigert, wie es die Versklavung der Arbeiter in der Sowjetunion beweist.

Durch die Bolschewisierung ist der Arbeiter vom Regen in die Traufe gekommen. Der Feind, der ihn im liberalen Staat ausbeutete, ist stärker geworden und beutet ihn stärker aus. Bolschewismus führt also *nicht* zum Sozialismus, nicht zu einer gerechten Lage des Arbeiters, sondern zu verstärkter Ausbeutung durch den Staatskapitalismus.

Das Rezept „Marxismus" hat sich somit als falsch erwiesen. Der deutsche Arbeiter will aber nicht Versuchskaninchen für die Rezepte von Intellektuellen sein, sondern er will, gleich durch welches Rezept, Sozialismus, d. h. gerechte und menschenwürdige Lebens- und Arbeitsbedingungen. Der nationalsozialistische Staat wird hierbei nicht das sowjetische Rezept der 100prozentigen Verstaatlichung anwenden, denn das führt nicht nur für die Arbeiter zu katastrophalen Zuständen, sondern zieht infolge absoluter Bürokratisierung auch den Zusammenbruch der Wirtschaft und damit der Ernährungs- und Lebensgrundlage des Volkes nach sich, was beides durch das Beispiel der Sowjetunion klar bewiesen wird.

Dem nationalsozialistischen Staat dient als Motor der Wirtschaft die Initiative der Privatunternehmer, jedoch behält sich der nationalsozialistische Staat ausdrücklich vor, bei Versagen derselben entweder regelnd im Wege der Planwirtschaft einzugreifen oder zur Verstaatlichung zu schreiten. Die

Gewinne der Privatwirtschaft sind für das Gesamtvolk die Aufwendung für das Funktionieren des Wirtschaftsmotors. Diese Aufwendung ist um vieles kleiner als die Kosten eines riesigen und untauglichen Bürokratenapparates einer 100prozentig verstaatlichten Wirtschaft.

Der nationalsozialistische Staat beherrscht diese Wirtschaft. In immer steigendem Maße, besonders bei der Rüstungsindustrie, zwingt er sie unter seine Botmäßigkeit, bestimmt immer mehr die Höhe der Gewinne, sorgt für gerechte Löhne, für Schönheit der Arbeit, für anständige, kameradschaftliche Behandlung des Arbeitskameraden usw.

Daß hier erst der Anfang gemacht ist, weiß er. Vor der restlosen Verwirklichung des sozialistischen Zieles muß das Leben und die Existenz des Gesamtvolkes gesichert werden. Dem dient die Aufrüstung und der Vierjahresplan. Ihre Kosten machen zur Zeit im allgemeinen noch eine Erhöhung des Lohnniveaus unmöglich. Eine allgemeine Lohnerhöhung der gesamten, rund 30 Millionen starken Arbeitnehmerschaft würde eine plötzlich verstärkte Nachfrage nach den gangbaren Konsumgütern zur Folge haben und damit die Erhöhung der Preise dieser Güter, was eine allgemeine Preissteigerung nach sich ziehen würde. Diese aber würde nur durch eine neue Lohnerhöhung wettgemacht werden können. Man landete bei der Schraube ohne Ende, die der Arbeiterschaft noch aus der Inflationszeit im Gedächtnis haftet und die wir heute z. B. an Frankreich erleben.

Wenn sich daher heute noch der Arbeiter mit dem jetzigen Lohnniveau begnügen muß, so bringt er das Opfer für das Volksganze, für seine Zukunft und für seine Kinder.

Der deutsche Arbeiter hat eingesehen, daß der marxistische Weg zur Katastrophe des Gesamtvolkes führt, unter der er immer an erster Stelle leiden muß. Er begreift, daß der Nationalsozialismus ihn zwar allmählich, aber sicher zu dem Ziele gerechter Lebensbedingungen führt, zum Sozialismus.

Der Entscheidungskampf ist unausbleiblich

Die politischen Geschehnisse in Europa, ja in der ganzen Welt lassen klar erkennen, daß die Entwicklung auf eine entscheidende Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus hindrängt. Der Bürgerkrieg in Spanien ist sogar ein Beweis dafür, daß sie mindestens in Europa schon begonnen hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es jetzt unaufhaltsam dem Entscheidungskampf entgegengeht. Alle Maßnahmen, die Stalin in letzter Zeit ergriffen hat, zeigen, daß er in größter Eile die letzten Vorbereitungen zum Großangriff trifft, wobei er auf die Interessengegensätze der westeuropäischen Staaten spekuliert und versucht, Bünd-

nispartner und Gegner in den Strudel der bolschewistischen Revolution hineinzuziehen. Auf diesem Wege hofft er, die weltimperialistischen Ziele des Bolschewismus durchzusetzen und vom Diktator der „Vereinigten Staaten der Sowjetunion" zum Diktator der „Vereinigten Staaten von Europa" zu werden.

Diesem Ziele dienen alle Aktionen auf außen- und innenpolitischem Gebiet.

In außenpolitischer Hinsicht sind es in erster Linie die Militärbündnisse mit Frankreich und der Tschechoslowakei, das aktive Eingreifen der Komintern und der sowjetrussischen Gewerkschaften in den Bürgerkrieg in Spanien und die Haltung des Sowjetstaates im Nichteinmischungsausschuß, die planmäßige Schürung von Unruhen durch die verschiedenen Kominternaktionen und schließlich die Rundfunkpropaganda in den verschiedenen Sprachen, um die Arbeiter für die Moskauer Interessen zu mobilisieren.

Innenpolitisch sind es: der verschärfte Diktaturkurs, die Einführung der neuen Verfassung mit der Beseitigung der Arbeitersowjets, die Ausrottung jeglicher Opposition, nicht zuletzt auch deshalb, um auf diese Weise im Falle eines Krieges die Gefahr eines Bürgerkrieges auf ein möglichst niedriges Maß herabzudrücken, und schließlich die gewaltigen neuen Rüstungen, die Heraufsetzung der zahlenmäßigen Stärke der ohnedies schon bestgerüsteten Armee der Welt und ihre taktische Ausrüstung auch auf die Führung eines Bürgerkrieges in Europa.

Was tut gegenüber dieser Generalaufrüstung die übrige Welt? Sie ergeht sich zum Teil in Illusionen über die Bündnisfähigkeit und die „Demokratisierung" der Sowjetunion. Im Zeichen von Militärpakten werden unter diesem Gesichtspunkt dem Bolschewismus Stützpunkte im Herzen Europas geschaffen. Anstatt zu erkennen, daß die Weltwirtschaftskrise des Kapitalismus nur zu beheben ist, wenn, international gesehen, eine großzügige und gerechte Verteilung der Rohstoffquellen und Absatzgebiete durchgeführt wird und im nationalen Rahmen alle Kräfte auf die Beseitigung der Arbeitslosigkeit konzentriert werden und damit die arbeitende Bevölkerung von der Unsicherheit der Existenz erlöst und die Grundlage für eine gesunde Erhöhung ihres Lebensstandards geschaffen wird, läßt man sich von den Geschehnissen treiben und bietet dem Bolschewismus die Ansatzpunkte für die Gewinnung der unzufriedenen Arbeiter.

Was sich jetzt vorbereitet oder schon begonnen hat, das ist nicht nur eine Neuauflage des Weltkrieges, nicht nur eine weltanschauliche Auseinandersetzung, wie sie frühere Zeiten kannten in Gestalt der Religionskriege, sondern Europa und die Welt stehen vor der Frage des Seins oder Nichtseins, der Frage der Aufrechterhaltung der europäischen Kultur und Zivilisation oder des Untergangs in jüdisch-bolschewistische Barbarei unter dem Zepter Stalins.

Inhalt

Druck: Buch- und Tiefdruck Ges. m b H., Berlin SW 19

37. 52947

Einzelpreis dieser Broschüre	RM. 0,50
Ab 500 Stück	je RM. 0,48
Ab 1 000 Stück	je RM. 0,45
Ab 5 000 Stück	je RM. 0,42